

»Am nächsten Morgen zeichnen sich die schneebedeckten Bergriesen auf dem Dach der Welt vor unseren Augen in voller Schönheit ab. Es liegen keinerlei Wolken mehr auf den Gipfeln, und in der aufgehenden Sonne erstrahlt der Pamir in einem majestätischen Weiß. Manche Menschen sind bei diesem Anblick so gerührt, daß sie zu weinen beginnen.«

DURCH TAUSENDUNDEINE NACHT

Längs der Seidenstraße zum Dach der Welt

Wenn ich eine Reise antrete, dann ist das für mich wie für andere die Einnahme einer Droge. Wenn ich ausgeruht und keinen körperlichen Strapazen ausgesetzt bin, gelange ich nur selten in diesen euphorischen Zustand. Doch an den Grenzen meines Ichs, unter hohen physischen wie psychischen Belastungen, tritt er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein. Heute hat die dazu benötigte Dosis an Endorphinen offenbar nicht ausgereicht: Die dreieinhalb Stunden stehend zugebrachte Zeit im überfüllten Intercity konnten mich nicht hinreichend schwächen, um dieses Gefühl, das sich so anfühlt wie auf dem höchsten Gipfel der Welt zu stehen, auszulösen. Das geradezu traumhafte Wetter, das mich beim Abflug in Frankfurt erwartet, ist nicht Anlaß genug, mich in die Lüfte zu erheben, denn die seit Wochen anhaltende Dürre, die auf fast ein halbes Jahr Regenzeit folgte, lastet noch immer wie ein Alpdruck auf mir: rundum absterbende Bäume, Blätter so trocken, daß ein Windhauch ausreicht, sie abfallen zu lassen. Doch das schlimmste ist, daß diesen schleichenden Tod ringsum niemand außer mir zu bemerken scheint und alle von einer Normalität ausgehen, die es längst nicht mehr gibt, wenn schon Ende Juli die Blätter gelb sind. Diese leblosen, stumpfen Gemüter sind es, die mir zusetzen. Die auf ebensolche Weise geplagten Azteken pflegten angesichts solcher Trockenperioden anderen bei lebendigem Leibe das Herz herauszureißen, um damit den Regengott gnädig zu stimmen. Aber auch das dürfte nicht mehr anrühren: für gewisse Rettungsmaßnahmen ist es definitiv zu spät. Man kann das Klima nicht zurückschrauben. Was man aber hätte tun können wäre das Wachstum begrenzen.

Noch habe ich nicht abgeschaltet, bin immer noch in Gedanken daheim. Aber schon bald werde ich akzeptieren müssen, daß ich auf dem Weg in eine andere Welt bin, sofern es diese auf unserem Planeten überhaupt noch gibt. Denn die ganze Welt ist uniform geworden: eine einzige Kultur, und zwar die moderne westliche, hat sich als die allen anderen überlegene durchgesetzt. Warum also noch in der Ferne schweifen, wenn sowieso alles wie zu Hause ist? Ist es vielleicht nur unser Wunsch, der Langeweile zu entgehen, die uns fortreibt? Nein, bei mir jedenfalls gibt es noch andere Gründe – wissenschaftliche: Ich habe mich aufgemacht, den Weg des Menschen zu erkunden, von seinem Ursprung auf Neu-Guinea durch Zentralasien bis nach Westeuropa. Die Gründe für meine Annahmen sind folgende: Bei den ältesten Cro-Magnons, die man gefunden hat, wurde die mitochondrische DNA untersucht, und dabei hat man herausgefunden, daß diese der Haplogruppe *N* angehörten, welche heute nur noch in der australischen Urbevölkerung in signifikanten Anteilen vorkommt. Nach der Entstehung dieser Haplogruppe kam es zum sogenannten genetischen Flaschenhals: Der Ausbruch des Toba verwischte die Spuren aller Bindeglieder, bis die letzten Zweige unseres Stammbaumes in Zentralasien plötzlich wieder auftauchten. Und ebenjene berechtigte Hoffnung, solche Bindeglieder wiederzufinden, ist es, warum ich mich in Zentralasien danach auf die Suche gemacht habe. Doch darüber später mehr.

In der Maschine nach Taschkent sitze ich am Fenster, und die Sicht ist heute fast während des gesamten Fluges gut. Interessant wird es, als wir die Steppengebiete am Kaspischen Meer überfliegen. Man erkennt

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

deutlich die alten Flußläufe, die seit der letzten Eiszeit zu Trockentälern geworden sind, also auf ein kälteres Klima hindeuten, als wir es heute haben. Denn nur gewaltige Wassermassen können diese Täler aus dem Fels gestanzt haben. Als wir in Taschkent landen, herrschen spätabends noch 30 Grad. Geärgert habe ich mich eigentlich nur über die Zollkontrolle. Der Beamte läßt mich den Koffer öffnen, weil er dort ein Messer entdeckt zu haben glaubt. Als ich ihm erkläre, daß es nur dazu diene, mein Obst zu schälen, gibt er schließlich nach, auch weil ihm ein Kollege angedeutet hat, daß er die Schikanen mir gegenüber unterlassen soll.

Ferner überrascht mich die Währung. Für 30 € bekommt man das 2700fache an einheimischer Währung eingetauscht, einen ganzen Stapel Papier, den man in keinem Geldbeutel der Welt unterbringt. Ein Bier an der Hotelbar kostet 7000 Sum. Allmählich beginne ich zu verstehen, warum manche der bei uns lebenden Ausländer keine Geldbörsen zu kennen scheinen.

Nach einem herzhaften Frühstück verlassen wir unser Hotel Usbekistan für eine Stadtbesichtigung. Nachdem Taschkent 1966 durch ein schweres Erdbeben zerstört worden ist, hat sich vom ursprünglichen Aussehen der Altstadt kaum etwas erhalten. Man hat den Erdbebenopfern ein Denkmal gesetzt und Amir Timur, dem hoch zu Roß ein Reiterstandbild gewidmet wurde. Die Stadt selbst ist großzügig angelegt, ohne die aus Europa bekannte Enge. Schon am frühen Morgen fegen die Frauen emsig die Straßen, mit einer Beflissenheit, wie man sie sich in den im Unrat versinkenden Städten Europas nur wünschen kann. Ansonsten trifft man aber nur wenige Menschen auf den Straßen an, was einem ein Gefühl gähnender Leere vermittelt. Nach einem kurzen Rundgang durch das moderne Zentrum begeben wir uns Richtung Altstadt. Die von den Russen zweckentfremdeten Moscheen werden langsam wieder ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt. Vor der Kukaldasch-Medrese, die 1420 erbaut wurde, darf man nicht anhalten, also lassen wir diesen Besichtigungspunkt kurzerhand ausfallen. Ersatzweise müssen wir uns mit der Medrese Barak Khan und dem Kaffal-Schaschi-Mausoleum zufrieden geben, die allerdings

keinen Ersatz bieten können, weil sie erst aus dem 16. Jh. stammen. Während in Europa zu dieser Zeit gerade die Gotik durch den Barock abgelöst wurde, schien hier im Orient die Zeit stillzustehn. Auch das Museum für dekorative und angewandte Kunst enttäuscht, da die hier gezeigten Ausstellungsstücke teilweise nicht älter sind als 40 Jahre. Vergleicht man diese Ornamentik mit der indischen Moghul-Kunst, erkennt man schnell, daß die kulturelle Entwicklung hier fünfhundert Jahre unverändert stehengeblieben ist, worin man einen Beweis für die Rückschrittlichkeit der orientalischen Geisteswelt erkennen kann.

Aufgrund der drückenden Hitze bereitet uns die geistige Betätigung ohnehin gerade wenig Freude, als noch dazu ein Fernsehteam bei uns auftaucht, um uns über unsere Eindrücke von Usbekistan zu befragen. Wir erklären, woher wir kommen und wo wir hin wollen, und daß es für eine Wiedergabe unserer Eindrücke noch reichlich verfrüht sei, weil dies unser erster Tag in Taschkent ist.

Zu Mittag begnügen wir uns mit einer einfachen Nudelsuppe mit Fleischeinlage, da die Zubereitung einer festen Mahlzeit, etwa von Fleischspießen, zuviel Zeit in Anspruch nehmen würde, die wir nicht haben, weil wir heute noch das ca. dreihundert Kilometer entfernte Samarkand erreichen wollen.

Durch das Tal des Serafschan geht es entlang der alten Seidenstraße durch die Hungersteppe nach Marakanda, wie Alexander der Große es nannte. Er soll gesagt haben, daß alles, was er über diese Stadt gehört habe, wahr sei, und daß sie noch schöner ist, als er es sich in seinen kühnsten Träumen ausgemalt habe.

Am nächsten Morgen beginnen wir mit der Besichtigung von Samarkand, jener Stadt, die uns sofort in die Märchenwelt aus Tausendundeiner Nacht versetzt. Blaue Fayencemosaiken, kufische Schriftzeichen und die unendliche Ornamentik eines nicht enden wollenden Refrains an Farben bringen unsere Sinne aus dem Lot, als wir bei strahlend-blauem Himmel durch die Tore der Totenstadt Shah-e Sende treten, deren Mausoleen von den Timuriden angelegt wurden und in denen zumeist Angehörige dieser Dynastie bestattet wurden. Aber auch

Durch Tausend und eine Nacht

Kusam ibn Abbas, ein Vetter des Propheten Mohammed, soll hier beigesetzt sein. Über den Basar, den wir nur aufsuchen, um eine kurze Erfrischung zu uns zu nehmen, marschieren wir in der Gluthitze zwischen Kizilkum und Karakum zum Rigestan, dem pittoresken Hauptplatz Samarkands. Hier wird der Besucher von der überschwenglichen Ornamentik förmlich erdrückt. Wohin das Auge sich auch richtet, fällt der Blick auf stilisierte Fenster, Iwane und bildhafte Verschnörkelungen, wie sie der damalige Zeitgeschmack geliebt haben muß. Im Umkreis des nahezu quadratischen Platzes stehen hier die Medresen Ulughbek, Schir-dar und Tella-kari, an die sich die Markthalle Tscharsu anschließt. Leider ist es zur Unsitte unserer Zeit geworden, überall und immer, wo sich bedeutendere historische Stätten finden, diese durch folkloristische Veranstaltungen zu entweihen, dem Treiben des Pöbels freien Lauf zu lassen und dem Platz seine Würde zu nehmen. Dieses Bedürfnis scheinen ausschließlich diejenigen zu haben, die etwas oberflächlich auf die Geschichte blicken, denen Kunstgeschichte so gut wie nichts besagt, die aber das Martialische und Himmelschreiende lieben, wie man es von der Spätphase des Römischen Reiches kennt. Falls nun einer von denen etwa argumentiert, daß die Erlöse aus solchen Veranstaltungen wieder in den Erhalt des Weltkulturerbes fließen, so möge man ihn fragen, warum dann immer mehr Schlösser in private Hände gelangen. Da die Musik, die es auf solchen Veranstaltungen zu hören gibt, meist rein gar nichts mit dem kunsthistorischen Hintergrund zu tun hat, ist nur schwer zu erkennen, welcher Nutzen wirklich schwerer wiegt: der mit dem Schaden, den die Menschen anrichten, verbundene oder der, der erst gar nicht entstehen würde, wenn die Menschen solche Veranstaltungen generell mieden.

Mitten im Menschengewühl des Rigestan entdeckte ich sie dann, eine blonde Westeuropäerin, die sich in die traditionelle Bekleidung der Einheimischen gehüllt hat. Sie sieht mit ihren weiblichen Proportionen trotz ihres Kopftuchs viel besser aus als sämtliche Usbekinnen, die ich bisher gesehen habe. Wahre Schönheit läßt sich eben durch nichts verbergen. Da sie aber in Begleitung eines

Mannes ist, wage ich nicht, sie anzusprechen.

In der Schir-dar-Medrese spielt uns ein Musizierwarenhändler auf traditionellen Saiten- und Blasinstrumenten die Waisen der Seidenstraße vor, wahrhaft astralische Klänge, die uns sofort in höhere Sphären versetzen. Daher kann ich kaum der Versuchung widerstehen, für wenig Geld eine CD dieses Künstlers zu erwerben.

Den krönenden Abschluß unseres doch recht ausgedehnten Besichtigungsprogramms stellt das wie ein Palast wirkende Mausoleum des Mongolenherrschers Timur Lenk dar, eines engen Verwandten Dschingis Khans. Man könnte nun stundenlang über dieser Bauplastik ins Philosophieren geraten, doch ist dem schon in unzähligen anderen Werken Genüge getan. Der weniger interessierte Tourist muß einfach wahrhaben, daß alle Medresen und Sakralbauten Samarkands von ihrem Stil her einander recht ähnlich sind, egal welche kulturgeschichtlichen Klimmzüge man auch unternehmen mag, um das jeweils Besondere an ihnen herauszustellen.

Unser heimischer Führer meint während seiner Ausführungen, daß der Islam unter Timur durchaus die Kraft besessen hätte, sich Europas zu bemächtigen. Ich widerspreche dem, ohne dafür öffentlich Rechenschaft abzulegen, denn keines der fernöstlichen Reitervölker hat es jemals geschafft, über mehr als drei Generationen einen stabilen Staatsverbund aufzubauen. Alle sind sie schon bald nach anfänglichen Erfolgen wieder zerfallen. Die Kimmerer, wohl eines der ersten innerasiatischen Völker, verschwanden sang- und klanglos im Dunkel der Geschichte kurz nach der Eroberung von Ephesus. Die Hunnen unter Attila scheiterten 451 auf den Katalaunischen Feldern, obwohl sie sich mit den Ostgoten und Alanen verbündet hatten, an den letzten starken Kräften Roms unter Aëtius. In mehreren Feldzügen schlug Karl der Große die Awaren, nachdem bereits unter Karl Martell bei Tours und Poitiers 732 die Araberinvasion gestoppt worden war. In der Schlacht auf dem Lechfeld 955 zwang Otto der Große, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die Ungarn in die Knie, und in der Schlacht bei Liegnitz wurden 1242 die wilden Horden Batus trotz

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

dessen Sieges von den Polen gestoppt. Während der Reconquista wurden die Araber aus ganz Spanien hinausgeworfen. Lediglich den Türken war es vergönnt, die Johanniter zunächst aus Rhodos, später dann aus Malta zu vertreiben. Wien jedoch konnten sie nicht einnehmen, denn Prinz Eugen der edle Ritter schlug Sultan Mustafa II., den „kranken Mann am Bosphorus“, in der Schlacht bei Zenta. Großmannssucht bestimmt die Politik eines Recep Tayyip Erdoğan bis heute, doch auch diesem Versuch einer Unterwanderung der europäischen Union könnten die anderen Mitgliedsstaaten schon bald ein Ende bereiten, womit es mit dem Nomadentum dann endgültig vorbei wäre.

Am späten Nachmittag mache ich mich ohne Anhang zum stadtkundlichen Museum auf, welches an der Straße nach Taschkent liegt. Hier, auf dem Afrasiab, liegt die alte Stadt von Samarkand. Für eine Besichtigung des weitläufigen Ausgrabungsgeländes reicht meine Zeit nicht hin, aber die Überreste sind ohnehin nur sehr spärlich. In dem zugehörigen Museum sind einige Fresken ausgestellt, die sorgfältig restauriert wurden. Sie zeigen die Herrscher von Sogd auf der Pantherjagd. Diese scheint zu den großen Leidenschaften der damaligen Fürsten gehört zu haben, weswegen diese edlen Tiere in Asien heute ausgerottet sind. Auch Kriegselefanten, die man wahrscheinlich aus Indien importierte, standen damals hoch im Kurs. Dabei ist fraglich, ob diese Großsäuger in der Antike nicht ohnehin eine weitere Verbreitung fanden, als wir heute wissen. Auch eine Darstellung mit drei Schwänen gehört zu diesem Freskenzyklus sowie ein Portrait, das klarerweise chinesische Züge aufweist. Uralte Handelsverbindungen längs der Seidenstraße bestätigen den chinesischen Einfluß. Trotz ihrer großen Bedeutung sind die Funde insgesamt eher spärlich, zu gründlich waren die Zerstörungen durch die Mongolen. Es soll sich aber bei den Sogdiern um eine ausgesprochene Hochkultur gehandelt haben. Im übrigen ist Afrasiab so alt wie die Stadt Rom. Sie verfügte über eine gewaltige Stadtbefestigung, die zweimal erweitert wurde, sowie ein unterirdisches Abwassersystem.

Menschliche Schädelknochen beweisen die Anwesenheit des Menschen in Zentralasien schon in der Steinzeit, und es sollte auch nicht unerwähnt bleiben, daß es sich bei den Sogdiern um ein indogermanisches, mit den Persern verwandtes Volk handelt. Bis zu ihrer Unterwerfung durch die Achämeniden war die Sogdiana ein eigenständiges Königreich. Die Treppe auf dem Apadana in Persepolis zeigt, wie die Sogdier in ihrer klassischen Tracht, mit der typischen gelben Zipfelmütze, dem Großkönig huldigen. Die Perser unterwarfen nur ihre Kultur, sie löschten sie aber nicht aus. Was indes Perser und Araber übrig ließen, das vertilgten die Mongolen.

Der nächste Tag ist ganz der Anreise nach Buchara gewidmet, das am Rande der Wüste Kizilkum liegt. Unterwegs lohnt noch die eine oder andere Karawanserei oder Zisterne eine Besichtigung. Außerhalb unseres klimatisierten Fahrzeugs herrschen leicht 45 Grad, und das grelle Licht der Kizilkum zwingt uns paar verirrte Europäer, die Augen wie zu einer Mongolenfalte zusammenzukneifen. Ansonsten ist die Fahrt durch das karge Serafschantal aber eher langweilig, die Landschaft bretteln, und die Reste von Architektur, die man noch allenthalben erblickt, im wenig einladenden Sowjetstil, anöden, die traditionelle Lehmbauweise noch unterbietend.

Eine der widersprüchlichsten, aber zugleich grausamsten Persönlichkeiten der islamischen Welt war der Mongolenherrscher Timur Lenk oder Tamerlan, wie er auch genannt wird, aus dem Klan Dschingis Khans. Er wird heute in Usbekistan wie Stalin in Georgien als Nationalheld verehrt, obwohl er nach heutigen Maßstäben ein Kriegsverbrecher schlimmsten Ausmaßes war. Er hat im Laufe seines langen Lebens nicht weniger gewütet als sein noch berühmterer Vorgänger, dem er in allem nachempfand. Seine Horden unmenschlicher Bestien, die übrigens nicht nur aus Mongolen, sondern mehrheitlich aus Turkvölkern bestanden, besaßen das Selbstverständnis eines göttlichen Strafgerichts schon auf Erden, und sie ließen nichts und niemanden am Leben, weder Alte noch Frauen noch Kleinkinder noch Säuglinge. Alles fiel ihrer tatarisch-türkischen Mordlust zum Opfer. Sie

Durch Tausend und eine Nacht

kannten kein Evangelium und keine Religion irgendeines barmherzigen Gottes, sondern handelten ausschließlich im Auftrag Allahs. Timurs Feldzüge sind angefüllt von unermeßlichen Greueln; wohin er auch kam, hinterließ er ein Bild der Zerstörung, die meistens in der völligen Ausrottung seiner besiegten Gegner bestand. Nur große Künstler, Baumeister und Wissenschaftler verschonte er, das gemeine Volk hingegen ließ er hinmorden, so daß sie fielen wie die Garben auf dem Felde. Kurz vor seinem Tode, dem ein geplanter Feldzug gegen China vorausging, reichte die Ausdehnung seines Reiches vom Bosphorus im Westen bis nach Indien im Osten. Vor allem aber richtete sich sein Haß gegen die seßhaften städtischen Ackerbaukulturen, die er als verweichlicht ansah. Zu den bevölkerungsreichsten Städten, die Timur Lenk dem Erdboden gleichgemacht hat, zählen Serai, Delhi und Bagdad. Aus den Schädeln der Gefallenen ließ er Pyramiden errichten, und die Statthalter, die er einsetzte, enthob er manchmal schon nach nur drei Tagen wieder ihres Amtes, indem er sie kurzerhand enthaupten ließ. Gegen seine Glaubensbrüder verhielt er sich ebenso rücksichtslos wie gegen seine Gegner. Obwohl er gläubiger Moslem war, trank er Unmengen Alkohol, dem er schließlich auch seinen Tod verdankte. Seine Nachfolge gelang es ihm nicht mehr zu regeln, so daß sein Reich nach seinem Tode zerfiel. Und trotz seiner Grausamkeit, seiner Schreckensherrschaft, die er vor allem die Russen spüren ließ, gilt er dennoch als der gefeierte Staatsgründer und Nationalheld Usbekistans, dem die Welt Bauwerke verdankt, die sie ihresgleichen ohne ihn nicht hätte.

Nach dem Verlassen Bucharas geht es weiter auf der neuen, von einem koreanischen wie auch einem deutschen Unternehmen gebauten Autobahn zur Oase Chiwa, die inmitten der Wüste an der Kreuzung zweier alter Karawanenstraßen liegt. Die Fahrt verläuft, die Karakum stets zur Linken, die Kyzilkum zur Rechten am Ufer des Amudarja, dessen Wasserstand in diesem Monat gerade einen Niedrigwasserrekord erreicht hat. Wie ein silbrig glitzerndes Band frißt er sich durch die Wüste, die in dieser Gegend wie auch vielfach anderwärts von den Russen mit Saualsträuchern begrünt

wurde, allerdings nicht zum Vorteil der Landschaft, wie ich meine. Die Wüste eignet sich nicht für den Feldbau, der in ariden Gegenden etwas völlig Widernatürliches darstellt: Versalzung des Bodens und Absinken des Grundwasserspiegels sind unausweichlich die Folgen.

Nachdem es in der Nacht leicht abgekühlt hat, beginnen wir unsere Besichtigung der Itschan Kale, der Altstadt, bei noch erträglichen Temperaturen, die sich allerdings im Laufe des Vormittags ins Unerträgliche steigern. Schwerpunkt der Sehenswürdigkeiten sind die Festung Kohne Ark, die Dschuma-Moschee mit ihren 213, mit ausgezeichneten Schnitzereien versehenen Säulen, von denen jede anders ausgeführt ist, die Medrese Alla-Kuli Khan mit dem höchsten Eingangsportal Chiwas und der Palast Tasch Hauli, das sogenannte Steinerne Haus mit Harem, Festsaal und Gerichtshof. Nun muß man bekennen, daß die islamische Kultur der abendländischen gänzlich fremd ist, besonders was den Umgang mit Frauen betrifft, die zeitlebens eingesperrt wurden, ebenso wie die Eunuchen zu ihrer Bewachung. Den Begriff Freiheit kennt der Islam nicht. Was sich an Sittenlosigkeit im Verborgenen hinter Haremsmauern dennoch abspielt, darüber wollen wir gar nicht erst reden. Die um die Gunst der Nachfolge im Herrscheramt buhlenden Frauen brachten sich gegenseitig ihre Kinder um, Eifersucht und Intrigen waren an der Tagesordnung.

Aber auch sonst ist das Leben eines gläubigen Muselmanen glanzlos. Nur die, die unter Verstößen gegen ihre Gebote an den Genüssen der freien Welt teilnehmen konnten, waren in die Lage versetzt, ihrem Leben etwas abzugewinnen. Für alle anderen galten trotz der gewaltsamen Unterdrückung ihrer Religion durch die Sowjets die Gesetze der Scharia, denn die vollständige Ausrottung des Islam ist trotz größter Anstrengungen auch den Sowjets nicht geglückt. Und auch sonst braucht sich die alte Zeit niemand herbeiwünschen, denn zur Zeit der Khane wurde bei Fehlern oder Mißgeschicken nicht lange gefackelt. Ein Menschenleben galt für nichts zu einer Zeit, als sich in Europa schon längst die Aufklärung durchgesetzt hatte. Grausame Todesstrafen wie das Einnähen in einen Sack gemeinsam mit

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

hungrigen Ratten oder das lebendige Einmauern sind Strafen, wie sie bei uns zuletzt im Ausgang des Mittelalters herrschten. Die wahnwitzigen Bauprojekte, vor allem das unvollendete Minarett Kalta Menar, von dessen Spitze sein Erbauer Amin Khan bis nach Buchara schauen wollte, zeugen vom Reichtum des Handels, welchen Chiwa noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte. Mausoleen lokaler Heiliger wie das des Pahlawan Mahmud, des „starken Mannes“, der sowohl als Ringer als auch als Dichter und Arzt einen Ruf besaß, künden geradezu von der Besessenheit seiner Verehrer. Einer seiner berühmtesten Sprüche lautete: „Es ist leichter für mich, hundertmal dieselben Worte zu sagen, hundert Jahre im Gefängnis zu sitzen, hundert Berge in Sand zu verwandeln, als auch nur einen einzigen Dummkopf die Weisheit zu lehren.“

Erklärtes Wahrzeichen Chiwas ist das Minarett der Medrese Islam Hodscha, das mit seinen 57 Metern Höhe von jedem Punkt der Stadt aus zu sehen ist und als das letzte bedeutende islamische Bauwerk der Stadt gilt. Von der Aussichtspore der Festung Kohne Ark genießt man einen umfassenden Rundblick über die Altstadt und die ganze Oase. Im frischen lehmfarbenen Antlitz wirken die türkisgrünen Kuppeln und die blauen Fayencen über dem Portal wie Licht im dunkeln.

Chiwa, welches wir just zu dieser Stunde wieder verlassen, entbehrt nicht einer gewissen Faszination. Die heute ausschließlich für Touristen präsentierten Folklore-Tänze haben etwas Kosakisches an sich, die Frauen in bunten Trachten, die Männer mit Bärenfellmütze. Ungewohnt für den europäischen Geschmack sind allerdings die wie Messing aus dem Mund glänzenden Goldzähne, welche viele, auch junge Frauen sich machen lassen, um damit ihre Wohlhabenheit zu demonstrieren. Auf die Idee, eine Frau um ihrer Goldzähne willen zu heiraten, wäre in Europa wohl so leicht keiner gekommen.

Am nächsten Morgen fahren wir auf dem gleichen Weg zurück nach Buchara, das wir noch gar keiner eingehenden Besichtigung unterzogen haben. Da jetzt das Abendlicht den gelben Lehm zum Leuchten bringt, nutzen wir die Gelegenheit noch zu einem Be-

such des Samanidenmausoleums. Dieses äußerst bescheiden gestaltete Grabmal gilt als das größte künstlerische Erzeugnis der arabischen Architektur und zugleich als deren ältestes. Wie Waffeln wurden hier gewöhnliche gebrannte Lehmziegel unterschiedlicher Farbtöne zu größeren Ziegeln verschiedenen Musters zusammengesetzt, waagrechten wie senkrechten, einmal gegeneinander verdreht, das andere Mal übereinandergestapelt verschoben, wobei die Einhüllende einer Säule stets wiedererkannt werden kann. Jedenfalls kommt diese Konstruktion gänzlich ohne farbige und glasierte Kacheln aus, eine Handwerkstechnik, die wahrscheinlich erst aus China in den arabischen Raum eingeführt wurde. Überhaupt kann man von einer arabischen Kultur erst relativ spät sprechen. Auch die Mongolen haben ihre Kultur fremden Baumeistern zu verdanken, die diese Arbeiten mehr oder minder unfreiwillig zusammen mit Kriegsgefangenen verrichten mußten. Daraus ersehen wir, daß kulturelle Errungenschaften nicht immer eine eigenständige Leistung von Völkern sind, sondern auch durch Überrennen der höheren Zivilisation abverlangt werden können. Nichtsdestotrotz liegt aber der Erfindungsreichtum meist in der älteren, an militärischen Tugenden unterlegenen Kultur verankert: ein klassisches Räuber-Beute-System (Unruhezentrum-Ballungsraum). Die noch unverbrauchte nomadische Kultur überwindet die verweichlichte, aber geistig höherstehende städtische und wird nach Assimilation ihrer Lebensform selbst geschwächt, bis sie ihrerseits wieder von anrennenden Barbarenvölkern überwunden wird.

In der Nähe des Samanidenmausoleums befindet sich auch der sogenannte Hiobsbrunnen, den der Legende nach der biblische Prophet Hiob mit seinem Stab aus dem Felsen geschlagen haben soll. Hier befand sich schon in vorislamischer Zeit das geistige Zentrum Bucharas. Der überdachte Kuppelbau, dessen Vorgänger bereits im 12. Jahrhundert entstanden sein soll, wurde wahrscheinlich doch erst von Timur im 14. Jahrhundert geplant und von choresmischen Baumeistern ausgeführt. Gegenüber liegt eine Gedenkstätte für Ismail al Buchari, der

Durch Tausend und eine Nacht

die 800.000 Aussprüche Mohammeds auf ca. 7.397 gekürzt haben soll.

Nach wenigen Schritten, vorbei an der Freitagsmoschee Bala Haus, kommen wir zur ehemaligen Festung Ark, die den zu ihrer Entstehungszeit geltenden fortifikatorischen Ansprüchen wohl schon damals nicht mehr genügt haben kann. Im dort unterbrachten Museum befinden sich einige Ausstellungsstücke, darunter Bilder europäischer Wissenschaftler, die die Oase als die ersten Kolonialherren besucht haben, vornehmlich, um sich um die politischen Belange der Grenzziehung zu kümmern. Vom Vorplatz aus genießt man einen freien Blick auf die Moschee. Ansonsten ranken sich um dieses Gemäuer nur Legenden, die von der besonderen Grausamkeit der Herrscher dieser Stadt künden.

Die Kalan-Moschee und das zugehörige Minarett zählen zu den ältesten Bauwerken Bucharas. Das Minarett diente zugleich als Hinrichtungsstätte. Die Innenhöfe warten mit einem majestätischen Ambiente aus Kachelornamentik und Maulbeerbaumromantik auf, die türkisgrünen Kuppeln der gegenüberliegenden Medrese Mir-e Arab versetzen uns schlagartig in die Märchenwelt aus Tausendundeiner Nacht. Mit einem Rundgang durch den Basar beenden wir unsere Stadtbesichtigung und wenden uns einem nicht besonders kulinarischen Essen zu, bei dem wir es wie üblich bei einer Fleischbrühe bewenden lassen.

Anschließend bringt uns unser lokaler Führer zu einem wiedererrichteten alten Stadttor. Als ich vor unserer Abfahrt noch einige beschauliche und ruhige Minuten unter schattenspendenden Bäumen im zentralen Stadtpark verbringe und auf einer Parkbank Platz genommen habe, setzen sich zwei einheimische Mädchen neben mich, was ich in einem islamisch geglaubten Land nicht erwartet hätte. Eine der beiden redet mich an und will wissen, woher ich komme, doch als ich meine Gegenfrage eröffne, ob sie denn deutsch oder englisch sprächen, verneinen die beiden. Damit ist die Konversation schon wieder beendet, noch bevor sie richtig begonnen hat. Ob sich der Kontakt lebhaft weiterentwickelt hätte, wenn ich russisch gesprochen hätte, wage ich mir kaum auszumalen, denn in der Tat war ich

drauf und dran, die beiden aufs charmanteste auf mein Hotelzimmer zu bitten. Bereits gestern wurde ich auf offener Straße ebenfalls von zwei Mädchen angesprochen. Doch ein Engel trat an meine Seite und flüsterte mir zu, den Verlockungen des Teufels nicht nachzugeben. Was wäre wohl gewesen, wenn ich dieser nicht widerstanden hätte? Geschweige denn, daß ich mir ausreichend Klarheit verschafft habe, ob die beiden nicht noch minderjährig waren, hätte der Umgang mit einer Muslimin doch ernste Folgen für mich haben können. So ist das leider in dieser unfreien, religiös dominierten Welt der ewig Gestrigen.

Am nächsten Morgen verlassen wir Buchara und begeben uns in Richtung tadschikischer Grenze. Das Pensum, das man in Usbekistan bewältigen kann, haben wir hinter uns. Nun kann nur noch ein Rückblick erfolgen. Jenes Land zwischen den Flüssen Jaxartes und Oxus hat im Hochsommer meist strahlend schönen Sonnenschein und heiße Temperaturen. Es war vormals gänzlich Wüste, ehe seine Bewohner der glorreichen Idee verfielen, es zu bewässern. Dieses Wasser wird aber den großen Flüssen entnommen, die dadurch austrocknen. Der Wasserstand des Aralsees ist mittlerweile soweit abgesunken, daß Orte, die einst am Ufer lagen, heute 200 km davon entfernt sind. Das wirft gewaltige ökologische Probleme auf.

Die Menschen in dem Land sind ihrer Natur nach klein und zierlich und eine Mischung persischer, türkischer und mongolischer Völkerschaften. Wohl aufgrund ihrer mongolischen Abstammung haben die Männer einen breiten, fast viereckigen Schädel, der speziell von hinten sehr gedungen aussieht. Auch der Anteil von Menschen mit Mongolenfalte ist hoch, womit wir es bei den Tadschiken keinesfalls mehr mit einem reinrassigen indogermanischen Volk zu tun haben. Die älteren Frauen tragen das Haar gebunden, junge Mädchen lang und offen. Verschleiert läuft hier niemand mehr, aber der Islam ist immer noch zu spüren. Alkohol kann man überall trinken, und die jungen Leute sind nicht so aufgezogen wie bei uns, dies fällt angenehm auf.

In den Innenstädten herrscht große Sauberkeit, draußen aber, vor den Toren der

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

Stadt, wird der unverwesliche Plastikmüll einfach hingekippt. Die Hygiene läßt generell sehr zu wünschen übrig, aber die Menschen sind freundlich, wenn auch etwas ernst.

Nachdem wir in Usbekistan nunmehr alles Sehenswerte, was einzufangen wir uns vorgenommen hatten, abgelichtet haben, brechen wir am nächsten Morgen auf in Richtung afghanischer Grenze. Anfangs verläuft die Fahrt noch durch die an Rohstoffen und Erdgas reiche Ebene des Amudarja, bis wir schließlich den Rand des Gebirges erreichen, in welchem er entspringt. Die Grenze zwischen der Sogdiana und Baktrien markierte nach Berichten des Herodot einst das Eiserne Tor, das inzwischen längst einer Zugdurchfahrt weichen mußte. Das Gebirge wird nun zunehmend bizarrer, und dort, wo wir die Schwemmlandebene verlassen, beginnt die Wüste sofort Gestalt anzunehmen. Die schroffen Felswände erstrahlen rötlich-weiß im klaren blauen Himmel. Zwischendrin aber, wo der Bach, der das Tal durchschneidet, gemächlicher durch die Sandebene fließt, nimmt die Wüste sogleich den Charakter einer Oase an, und das Grün der Pflanzen stellt dazu eine willkommene Abwechslung dar.

Dünn besiedelt ist diese Einöde allemal, auch der Verkehr fließt vergleichsweise spärlich. Überall treiben Bagger und Raupen den Straßenbau voran. Was dies allein an unerwünschten CO₂-Emissionen birgt, darüber darf man gar nicht nachdenken, denn die Menschheit treibt in ihrem Industrialisierungswahn dem sicheren Ende entgegen. Noch lacht man über diese sogenannten Apokalyptiker, doch wer zuletzt lacht, lacht bekanntlich am besten. Es hätte niemals soweit kommen dürfen, daß alle Länder ein etwa gleiches industrielles Niveau erreichen, in diesem Falle zieht Gleichheit nämlich nichts Gutes nach sich. Doch nachdem die Politik nun einmal in diese Falle getappt ist, ist es nahezu unmöglich, dieser Spirale aus Wachstum und Wahnsinn zu entgehen. Sofern nicht noch ein Wunder geschieht, indem etwa ein großer Meteorit auf der Erde einschlägt und einen Großteil der Menschheit hinwegrafft, ist es um uns alle geschehen. Aber auch, wenn nichts Derartiges passiert, sind Verteilungskämpfe mit Kriegen im Gefolge nahezu unvermeidlich, was für

militärisch schwache Länder nur bedeuten kann, daß sie der Natur zurückgeben müssen, was sie ihr vorübergehend abgenommen haben.

Termiz liegt gegenüber von Mazār-i Scharif, unweit von Kundus. Die deutschen Bundeswehrsoldaten sind längst abgezogen, zurückgelassen wurde ein verlorenes Gesicht. Aber das scheint die heutigen Deutschen nicht besonders zu stören, Ehre kennen sie schon lange nicht mehr. Aber woher sollten sie auch kennen, was sie nicht in ihrer Brust tragen? Daß unsere Freiheit am Hindukusch verteidigt wird, ist eine ebenso große Lüge wie daß die Deutschen von den Amerikanern bei Kriegsende befreit wurden. Eher sind wir noch stärker in die Knechtschaft der Amerikaner geraten, als wir vorher von unserer von uns selbst gewählten Partei gegängelt wurden. Sogar unsere eigenen Soldaten spähen uns aus und leisten den Amerikanern willfährige Dienste. Dabei bräuchte man nur jene Religionen, die sich nicht an das Grundgesetz halten, von der Religionsfreiheit ausnehmen. Das würde Fundamentalisten schon im Vorfeld eine Einreise in die Bundesrepublik unmöglich machen. Aber daran ist weder den Grünen noch den Linksparteien gelegen, die damit bewußt die Fundamente des Staates untergraben. Sie hassen das eigene Volk am meisten, wie sich die Deutschen überhaupt untereinander nicht leiden mögen, was wiederum an ihrer Sorglosigkeit im Umgang mit der eigenen Geschichte liegt. Alles Fremde aber wird angebetet, wenn es nur nicht von uns selbst stammt, was seinen Grund darin haben dürfte, daß Deutschland nach seinen beiden verlorenen Kriegen zu einem heruntergekommenen, von Lumpenproletariat, Subversiven und internationalen Rumtreibern durchsetzten Land geworden ist. Was wir derzeit erleben, ist ein in der Geschichte wohl beispielloser Niedergang von Bildung, Moral und Kultur, der von den Deutschen noch nicht einmal mehr selbst wahrgenommen wird. Und viele von denen, die es dennoch bemerken, geben die Schuld daran immer noch den Juden, was natürlich eine vollkommene Absurdität ist, denn die wahre Ursache unseres kulturellen Niedergangs sind die rasant wie eine Seuche sich ausbreitenden Gutmenschen, die jeden Verbrecher

Durch Tausend und eine Nacht

am liebsten frei herumlaufen lassen würden, wenn sie selbst aber abtreiben möchten, sich am besten nicht daran gehindert sehen wollen. Doch nun zurück zu unserer Reise.

Wir verlassen Termiz in nördlicher Richtung, wo uns alsbald Grenzkontrollen erwarten. Alles geht nur sehr schleppend voran. Als besonders nachteilig erweist sich dabei unser Sammelvisum. Insbesondere die usbekischen Grenzbeamten verhalten sich äußerst arrogant und nutzen ihre Machtposition, auch wenn sie noch so bescheiden ist, voll aus. Man braucht in diesem Lande jemandem, der es sonst zu nichts gebracht hat, lediglich eine Uniform überstülpen, und schon ist er wer. Die schwül-heißen Temperaturen tragen ein übriges dazu bei. Nahezu alle wirken wir erschöpft und sind entsprechend schweißgebadet. Und auf der anderen Seite der Grenze erwarten uns Straßenverhältnisse, die jeder Beschreibung spotten. Fast die ganze weitere Strecke bis in die Hauptstadt Duschanbe ist eine einzige Baustelle. Auch die Landschaft Zentralasiens besitzt kaum Reize, einige gebirgige Abschnitte ausgenommen. Dabei besteht Tadschikistan zu neunzig Prozent aus Gebirgen. Am Nachmittag verdüstert sich der Himmel, die Schwalben fliegen tief. Als wir in Hissar, etwa dreißig Kilometer außerhalb von Duschanbe gelegen, ankommen, erwartet uns dort Geschichte zum Anfassen, die zur Festung ausgebaute Sommerresidenz der Emire von Buchara, heute eine Ruine. Vor den Toren der Festung liegen zwei Medresen, eine alte und die neue. Das Bauwerk selbst wurde aber längst geschleift. Als anderswo bereits moderne Kanonen entwickelt wurden, lebte die arabische Welt fortifikatorisch noch im Mittelalter. Die Lehmziegel hätten wohl kaum einem längeren Beschuß standgehalten, und Säbel und Kettenhemd hätten keine Kugel abgehalten.

Ich bemühe mich, den steilen Anstieg auf die höchste Erhebung der Festung halb kriechend, halb kletternd zu erreichen. Schließlich stehe ich oben auf dem Gipfel und genieße den Rundblick auf die in eine fantastische Gebirgsszenerie eingebettete Oase. Schon in der Jungsteinzeit war dieses Gebiet von Menschen besiedelt. Allerdings dürfte das Klima damals menschenfreundlicher gewesen sein, als es heute ist, trotz der

scheinbaren Fruchtbarkeit ringsum, die ausschließlich den dem Jaxartes entnommenem Wassermengen zu verdanken ist. Über die sogenannte Hissar-Kultur wissen wir nur sehr wenig.

Duschanbe war zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch eines von sieben Dörfern der Umgebung. Erst die Sowjets bauten es zu einer modernen Stadt aus, die wie alle Städte russischer Prägung großzügig angelegt ist. Die mondänste Prachtstraße ist der 12 km lange Rudaki-Prospekt, zu dessen Seiten sich die meisten Sehenswürdigkeiten hinziehen. Viel hat die Stadt ohnehin nicht zu bieten, vor allem historische Bauwerke fehlen völlig. Den Nationaldichter Rudaki hat man auf dem Hauptplatz in Form eines Denkmals verewigt. Ein weiterer Nationalheld ist der Gründer der Samanidendynastie Ismail ibn Ahmad (849-907), er wurde auf dem Dusti-Platz verewigt. Recht interessant ist auch das Nationale Antikenmuseum nahe dem Sipar-Platz mit gräko-baktrischen und sogdischen Exponaten. Hier ist auch die mit 13 m Länge größte liegende Buddha-Statue ausgestellt. Sie entstand während der Kuschanzzeit und wurde in Adschuna Tepe ausgegraben. Daneben wurden Fundstücke aus ganz Tadschikistan gesammelt, die bis in die Bronzezeit zurückreichen und der Hissar-Kultur zuzuordnen sind.

Wenn man die Landessprache nicht beherrscht, kann es passieren, daß man auf dem Basar leicht übers Ohr gehauen wird. Die allgemein zugängliche Haji-Yakoub-Moschee ist kulturgeschichtlich nichts Herausragendes, wir suchen sie eigentlich nur deswegen auf, weil sie unweit des Teehauses Rokhat gelegen ist. Das Teehaus ist allerdings durchaus etwas Besonderes. Leider ist eine Verständigung mit den Bedienten kaum möglich. Irgendwie klappt sie auch trotz unseres einheimischen Dolmetschers nicht. Obwohl der Mann studiert ist, besitzt er so gut wie kein Organisationstalent. So werden uns denn Speisen aufgetischt, die wir gar nicht bestellt haben, und einzeln kann man die Gerichte nicht abrechnen, da alles auf eine Rechnung geht. Das würde die Kellnerinnen eindeutig überfordern. Nicht lange ist es her, daß hier noch viele Analphabeten lebten. Zum krönenden Abschluß des Tages fahren wir noch in ein

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

Gebirgstal hinein, das den wohlhabenderen Bürgern von Duschanbe in den heißen Sommermonaten als Sommerfrische dient.

Das Hissargebirge ist ein Ausläufer des Tienschan und geologisch etwa von der Art der Alpen, nur mit dem Unterschied, daß es etwas karger ist. Die umliegenden Bergformationen schwingen sich zu einzigartigen Gebilden auf. Das gesamte Tal des Warsob gleicht einem einzigen paradiesischen Garten, der Fluß selbst hat Wildwassercharakter. Ihn mit einem Kajak zu befahren dürfte an den obersten Schwierigkeitsgrad heranreichen. Immer wieder sieht man von der Talstraße aus die Swimmingpools, die sich die Reichen des Landes hier errichten ließen. Irgendwo zweigen wir seitlich links ab und fahren eine spektakuläre Paßstraße hinauf. Die Straße windet sich in zahlreichen Serpentina in ein Hochtal empor, wobei sich immer wieder phänomenale Ausblicke bieten. Man fühlt sich fast an Hochfügen erinnert, nur fehlt hier das üppige Grün der Alpen. Am Ende unserer Bergstrecke erwartet uns eine heiße gefaßte Quelle, die Herzkranken allerdings nicht angeraten werden kann. Als wir unsern Eintritt bereits bezahlt haben, finden wir dennoch keinen Einlaß. Es entfachen sich nun Diskussionen, was dafür der Grund sein kann. Unser einheimischer Reiseleiter ist nicht in der Lage, uns eine klare Auskunft zu geben, so daß wir uns kurzerhand entschließen, auf die wohltuende Abkühlung zu verzichten. Das Klima ist aufgrund der Höhe ohnehin kühler geworden, so daß man es auch in der Sonne gut aushalten kann. Ich lasse mich auf einer Bank nieder und mustere die in Scharen an uns vorbeiziehenden Frauen in ihren bunten Trachten, als unvermutet eine Frau stehenbleibt und mich fest anstarrt. Nach einigem Studieren meines Gesichtsausdrucks kommt sie zu dem Schluß: „Germanski!“ womit sie den Nagel auf den Kopf trifft. Eine Verständigung zwischen uns ist nicht möglich und meinerseits auch gar nicht erwünscht, ist dieses Volk doch außerordentlich unflätig und barbarisch. Seine Menschen sind fast ausnahmslos unfreundlich, was wohl an ihrer persischen Abstammung liegen muß. Es kann aber auch vorkommen, daß man von einem jungen Mädchen, dem man we-

gen seiner Schönheit Aufmerksamkeit schenkt, ein Lächeln zurückbekommt.

Auf den Webseiten haben wir erfahren, daß es an der Grenze des öfteren Probleme geben kann, da die Grenzübergänge scheinbar grundlos, aber urplötzlich für den Transitverkehr geschlossen werden. Im übrigen ist die gesamte grüne Grenze vermint. Wegen der nun tatsächlich eingetretenen Sperrung müssen wir von unserer eigentlich vorgesehenen Route abweichen und den Weg über das Serafschan- und Turkestan-Gebirge nach Chudschand wählen. Die Paßstraße hinauf zum Azrob-Paß verläuft in wahrhaft atemberaubenden Kehren bis in 2500 m Höhe, um sich ebenso spektakulär auf der anderen Seite wieder ins Serafschan-Tal hinabzuwinden. Zu einem richtiggehenden Nervenkitzel wird die Fahrt durch den 5 km langen Ansob-Tunnel, den sogenannten Todestunnel, wie man ihn vor Ort nennt, der kaum mehr als Schrittgeschwindigkeit zuläßt, von zahlreichen Schlaglöchern übersät ist und sogar von Wassereinbrüchen heimgesucht wird. Vor uns ein liegengeliebenes Fahrzeug! Nicht auszumalen, wenn es in der Röhre zu einem Verkehrsstau käme, denn es gibt in ihr keinerlei Entlüftung. Wir müssen alle Luken dichtmachen, um uns keine Kohlenmonoxidvergiftung zu holen. Doch am Ende jedes Tunnels erwartet einen dann endlich wieder Licht, und ein Stein fällt uns vom Herzen, als wir durch ihn durch sind. Mittlerweile haben sich die Wolken zusammengezogen und verleihen der grandiosen Hochgebirgskulisse um uns ein gespenstisches Aussehen. Tief drunten im Tal kann man in der gelegentlich durchschimmernden Sonne ein sattes Grün erkennen, aber ansonsten ist die Natur überall jäh und abweisend. Im Hintergrund scheinen schneebedeckte Gipfel durch, als wir uns in Serpentina ins Tal von Sogd hinabschlängeln. Das Verkehrsaufkommen ist entsetzlich. Zahlreiche, mit Braunkohle beladene Schwerlasten fahren an uns vorbei, die Amerikaner unterhalten in der Nähe eine Wolframmine. Tadschikistan ist zu 90 % Hochgebirgsland, nur ein schmaler Streifen am Syrdarja wird mit Hilfe von Bewässerungsanlagen wirtschaftlich genutzt.

Irgendwann erreichen wir das nach dem Nationalpoeten Sadriddin Aini benannte

Durch Tausend und eine Nacht

Ayni, den Knotenpunkt zweier wichtiger Handelsrouten. Hier mündet der Fön in den Serafschan, der sich dann weiter in Richtung Samarkand ergießt.

In Istarawschan, wo wir kurz vor unserem heutigen Tagesziel noch einen Stop einlegen, hat Alexander die Prinzessin Roxane, die Tochter eines lokalen Fürsten, geheiratet und seinen Generälen befohlen, das gleiche zu tun. Angesichts des historischen Bodens, auf dem wir uns befinden, wird einem fast warm ums Herz, denn erst jetzt ahnen wir die wahre Größe des Alexanderreichs. Was mag wohl die Makedonen in jene menschenleeren Gegenden geführt haben? War es pure Abenteurerlust? Sicher auch, es war aber bestimmt noch etwas mehr als das. Der Machtinstinkt treibt den Menschen an, die Lust, sich andere untertan zu machen, und die Sucht nach Ruhm und Ehre. Die Verlockungen des Reichtums und der Sinne sind es, die uns stimulieren und in die Lage versetzen, Anstrengungen ungeahnten Ausmaßes über uns ergehen zu lassen. Es war ein Tag voll spektakulärer Ereignisse, als wir am Abend Chudschand, das alte Cyropolis, erreichen und matt vor Erschöpfung in unsere Betten fallen.

Am nächsten Morgen geht es nur noch darum, Tadschikistan so schnell wie möglich zu verlassen, denn wir haben heute ein gewaltiges Fahrtpensum vor uns. Unser Ziel ist Osch, aber um dieses zu erreichen, müssen wir die kirgisische Grenze überschreiten. Die Fahrt führt zunächst den zu einem See aufgestauten Syrdarja entlang, danach geht es Richtung Isfara, dem letzten größeren Ort auf tadschikischer Seite. In einer seiner letzten Ausführungen erzählt unser einheimischer Reiseleiter, daß die Tadschiken sehr stolz auf ihre arische Abstammung seien. Wenn man die Menschen aber eingehender betrachtet, so findet man kaum hellhaarige, hellhäutige oder blauäugige Menschen unter ihnen, sondern sie sind fast durchgängig von dunkler Pigmentierung. Auch kann man weder ein ausgeprägtes Längenwachstum feststellen noch eine hervorstechende Intelligenz. Zudem scheint die kulturelle Entwicklung in diesem Lande stehengeblieben zu sein. Die meisten Leute, die man auf der Straße sieht, sind schmutzig und besitzen keinerlei Ordnungssinn. Die Straßengräben

sind voller Unrat, eine organisierte Müllabfuhr gibt es nicht, so wie die Hygiene generell im argen liegt. Wenn also diese Menschen behaupten, sie seien mit uns verwandt, dann muß das jedenfalls lange her sein, alles andere würde jeglicher Vergleiche spotten. Zeit, hier wegzukommen!

Schnell ist die kirgisische Grenze erreicht. Die Abfertigung dauert ca. 3 Stunden. Besonders unser Fahrer wird nach allen Regeln der Kunst gefilzt und zerlegt, als hätte sich noch nicht herumgesprochen, daß überall Globalisierung herrscht. Dadurch wird sich unsere Ankunft verzögern. An der Grenze erwartet uns bereits unsere einheimische Reiseleiterin. Schlagartig hat sich auch das Aussehen der Menschen gewandelt. Diese tragen jetzt die typischen Züge der turkmongolischen Bevölkerung mit breiten Wangenknochen und der charakteristischen Lidfalte. Die Frauen sind schlank und mittelgroß, aber sie haben eine ausgesprochen kleine Oberweite. Die Nasen dieser Menschen wirken manchmal platt, können aber dennoch leicht gebogen sein. Besonders die Kinder haben im Verhältnis zu ihrer Körpergröße enorm große Köpfe. Bei vielen Männern glaubt man einen ausgesprochen wilden Blick zu erkennen, was sofort Assoziationen zum Mongolensturm weckt, der mit unglaublicher Grausamkeit geführt wurde. Ganze Städte wurden bis auf den letzten Mann ausgemordet, weder Jung noch Alt verschont, die Frauen, wenn sie schöner waren als die eigenen, verstümmelt oder in die Sklaverei verkauft.

Das Land ist karg, und wo es nicht bewässert wird, wächst auch so gut wie nichts. Für die Kargheit werden wir aber durch eine außerordentlich imposante Bergwelt entschädigt, den Tienschan, das sogenannte Himmelsgebirge, das mit schneebedeckten Bergen, glasklaren Bächen und einer ganz eigentümlichen Vegetation aufwartet.

Kirgistan wurde erst im 8. Jahrhundert n. Chr. von Turkvölkern besiedelt. Nachdem Dschingis Khan dieses Land erobert hatte, gehörte es zum Mongolenreich. Zwischenzeitlich hat China sich seiner bemächtigt, und Mitte des 19. Jahrhunderts folgten die Russen. Mit der Unabhängigkeit verloren die Menschen schlagartig ihre Jobs, die Wirtschaft brach über Nacht zusammen. Heute

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

künden noch die zahlreichen leerstehenden Kombinate und die verwahrlosten Plattenbauten von der Sowjetzeit. Wahrlich, es ist besser, nicht zu leben als in so einem Elend. Unsere einheimische Reiseleiterin kennt augenscheinlich ihr eigenes Land nicht, und somit verfahren wir uns um ca. 160 km und geraten in die tiefe Nacht hinein. Zusätzlich sind wir noch in einen Stau gekommen, und immer wieder versuchen Pkw, sich an der Schlange vorbeizumogeln, bis die Fahrzeuge heillos ineinander verkeilt sind. Geordnete Abläufe scheint es in diesem Land nicht zu geben, dafür um so mehr Polizeikontrollen. Wenn man die Polizei aber braucht, so wie jetzt, um den Verkehr zu regeln, ist sie nicht präsent. Da keiner seinen Motor abzustellen auch nur bereit ist, reichern sich gefährliche Kohlenmonoxidabgase in unserem Fahr-
gastrum an, und es kommt zu ersten Spannungen zwischen Reisegruppe und Reiseleitung. In scheinbar auswegloser Lage kippen einige von uns ihre letzten Reserven Alkohol in sich hinein. Im weiteren Verlauf unserer nächtlichen Odyssee haben wir uns soweit verirrt, daß wir ungewollt wieder auf usbekischem Gebiet gelandet sind, und zwar in der ganz von kirgisischem Gebiet umschlossenen Enklave. Die unentwegten Polizeikontrollen können einem aber auch wirklich den letzten Nerv rauben, vor allem, weil es sich um reine Neugierde handelt, und nichts anderes dabei im Spiel ist. Die Straße nach Osch befindet sich zudem gerade erst im Bau und ist noch reine Sandpiste. Nur ab und an kommt uns ein Fahrzeug entgegen. Nur durch alarmierendes Hupen können wir das eine oder andere entgegenkommende Fahrzeug zum Anhalten bewegen und den Fahrer um Wegauskunft bitten. Irgendwann müssen wir aber feststellen, daß wir wieder nach Khaidarkan zurückgefahren sind, weil wir irrtümlich den Weg nach Westen eingeschlagen haben. Die Einheimischen haben uns eine falsche Auskunft gegeben, so daß wir wegen des schlechten Straßenzustands in die Nacht hineingeraten sind. Einige würden lieber in der Wildnis nächtigen, doch der Fahrer ist dagegen. Schnell bricht die Nacht über uns herein. Zum Glück haben wir sternklaren Himmel. Das Sommerdreieck mit den Sternbildern Schwan, Adler und Leier ist gut zu erkennen. Auch das W der Cassiopeia

und Perseus sind leicht auszumachen. Die fünffache Verlängerung der Deichselsterne des Großen Wagens führt uns direkt zum Polarstern. Im Westen geht der Halbmond unter, und unsere Richtung weist nach Nordosten – sie stimmt. Mühevoll quälen wir uns im Schrittempo durch die Sandwüste, verirren uns in Baustellensackgassen, müssen aufgrund fehlender Wendemöglichkeiten im Rückwärtsgang wieder zurück. Manchmal droht das Fahrzeug fast umzukippen. Immer wieder leuchten in der Ferne Irrlichter auf, es handelt sich wahrscheinlich um Ölförderanlagen. Doch jede Tortur geht einmal zu Ende, und irgendwann erreichen wir wieder die Teerstraße. Doch der Weg nach Osch ist noch weit. Hoffentlich hält unser Chauffeur durch, er sitzt bereits 12 Stunden am Steuer. Als wir in unserem Hotel eintreffen, wollen alle nur noch eins: so schnell wie möglich ins Bett.

Als ich am nächsten Tag in der Frühe einen Blick aus dem Fenster werfe, erstrahlt der sogenannte Salomonsberg im schönsten Morgenlicht. Sowie ich aus dem Bad komme, glaube ich meinen Augen nicht zu trauen. Da sitzt eine Frau auf meinem Bett, eine Einheimische, und spricht mich an, nackt wie ich bin. Zuerst denke ich, es sei das Zimmermädchen, das hereingekommen ist, weil die Türe unverschlossen war. Während ich mich noch abtrockne und mich über ihre Anwesenheit erstaunt zeige, treten schnell ihre wahren Absichten zutage. Sie fängt an, mich zu umgarnen, ganz in der für Frauen typischen Art, und das auch noch in ungewohnter Offenheit. Nicht ohne Charme entfäht ihr plötzlich: „I love you. You are beautiful.“ Schnell habe ich begriffen. Wer diese Prostituierte, die nun so gar keine Reize besitzt, weder jung noch entsprechend zurechtgemacht ist, aufs Zimmer gebracht hat, mag ich nur erahnen. Als sie mich schließlich bittet, ihr den Hals zu küssen, werfe ich sie nicht wie sonst bei solchen Offerten einfach aufs Bett, sondern ziehe mich freundlich lächelnd an, wobei ihr die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben steht. Da ich unlautere Absichten hinter dieser Verführungskampagne vermute, kostet mich das nicht einmal Gewissensbisse. Weil wir noch viel vor uns haben, müssen wir sowieso zeitig aufbrechen, da kommt die Liebe dann eben zu

Durch Tausend und eine Nacht

kurz. Trotzdem ist es darüber schon fast Mittag geworden, und diese Zeit hätten wir unbedingt benötigt, da es in China für Selbstversorger nicht immer alles gibt, vor allem keinen Diesel.

Bald ist es Mittag. Wir haben für heute ein traditionelles Jurtenessen bestellt. Sitzend kauern wir dabei auf dem Boden und verzehren argwöhnisch unser bescheidenes Mahl, das schon angerichtet ist, als wir kommen. Alles ist auf sauberen Teppichen ausgelegt, und es gibt sogar Eßbesteck. Eigentlich essen die Kirgisen kniend mit den Fingern, Tische, Stühle und Besteck sind eine westliche Erfindung. Befürchtungen, daß uns das Essen nicht bekommen könnte, bestätigen sich nicht, obwohl ich gegen den Joghurt größte Bedenken trug. Wahrscheinlich ist das Wasser im Gebirge von erheblich besserer Qualität als drunten in den vergifteten Schwemmlandebenen.

Allmählich gewinnen wir an Höhe, und wir bekommen die ersten Halbnomadenlager zu Gesicht. Die Menschen leben hier von der Pferdezucht, Pferde sind ihr einziges Gut. Groß ist die Fliegenplage, der die Tiere ausgesetzt sind, daher wedeln sie ständig mit dem Kopf oder schlagen mit dem Schweif um sich. Einer meiner Mitreisenden meint, es handele sich dabei um eine Verhaltensstörung, ich hingegen bin der Meinung, ihre Seelen waren in einem früheren Leben schlechte Menschen, wofür sie nun zur Strafe ewige Pein erdulden müssen.

Zunehmend wird das Land nun gebirgiger, die ersten Bergriesen tauchen vor uns auf. Die Täler sind von klaren Bächen durchsprudelt, und wo viel Wasser ist, dort gedeiht auch alles und es herrscht üppiges Grün. In allen Farben, vor allem Rottönen, leuchten die Felswände um uns. Weiter droben tritt grauer Fels zutage, und ganze Gipfelformationen bauen sich vor uns auf, die sich mehr und mehr zu majestätischen Berggestalten auswachsen. Zusehends werden auch die Schluchten enger, und die Paßstraße quält sich in endlosen Kehren hinauf zum Tal dyk-Paß im Alai-Gebirge, der die ansehnliche Höhe von 3615 m erreicht. Glasklar und rein erscheint die Luft, in brillanter Schärfe besticht die Fernsicht, die alle Kontraste desto ausgeprägter hervortreten läßt. Bessere Fotobedingungen kann man

nicht vorfinden. Es ist eine atemberaubende Kulisse, welche die Bergwelt des Tienschan ausmacht, doch wir streben noch größeren Höhepunkten entgegen, den Bergriesen des Pamir. Als wir am Abend unser Jurtencamp in Sarytasch erreichen, liegen noch Wolken über den Bergen, doch für Momente ist die Sicht auf den Pik Lenin, den mit 7134 Metern höchsten Berg der Transalai-Kette, frei.

Am nächsten Morgen zeichnen sich die schneebedeckten Bergriesen auf dem Dach der Welt vor unseren Augen in voller Schönheit ab. Es liegen keinerlei Wolken mehr auf den Gipfeln, und in der aufgehenden Sonne erstrahlt der Pamir in einem majestätischen Weiß. Manche Menschen sind bei diesem Anblick so gerührt, daß sie zu weinen beginnen. Wer auch nur einen Hauch Freiheitsdrang in sich spürt, möchte sich an diesen Kolossen messen und sie besteigen. Doch die meisten begnügen sich dann doch damit, sie nur von unten zu betrachten, wenige nur würden das Risiko eingehen, sie zu besteigen. Hier harrt noch so mancher Berg seiner Erstbegehung.

Die rasch aufsteigende Sonne läßt die Gletscher zu einem Blendwerk aus Schnee und Eis werden. Darüber wölbt sich ein tiefblaues Firmament, das den nächtlichen Glanz der Sterne nun abgelöst hat. Die Luft hier in über 3000 m Höhe wird nur durch den beißend stechenden Kuhdung, welchen die Jurtenbewohner zum Heizen verwenden, etwas geschmälert. Am Frühstückstisch spendet die intensiv strahlende Sonne angenehme Wärme und vertreibt hurtig das Frösteln, das soeben noch den Rücken umgab. Die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht können 30 Grad und mehr betragen.

Einige andere Jeep-Reisende sind uns bei der Abfahrt zugekommen. Bei uns dauert es etwas länger, bis wir uns an dem spärlich fließenden Wasser die Zähne gründlich geputzt haben. Und überall, wo man seinen Fuß hinsetzt, muß man aufpassen, daß man nicht in die Hinterlassenschaften der Yaks tritt. Einen vollen Tag muß uns dieses Erlebnis aber wert sein.

Anschließend lassen wir uns im Vorbeifahren mit seitlich gerichtetem Blick bis zur Genickstarre vom Dach der Welt verzaubern, bewegen uns längs des Kysylsu-Flusses

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

durch das Alai-Tal, wo selbst die Kargheit noch etwas Majestätisches besitzt. Tiefgrün leuchten nun die Steppengräser, als befänden wir uns auf einer Schweizer Alm. Unsere kirgisische Reiseleiterin meint, daß sich die Gletscher, seit sie das letzte Mal hier war, stark zurückgezogen hätten. Doch warum sollte das hier anders sein? „Global“ heißt doch, daß etwas überall auf dem Globus stattfindet. Manche scheinen immer noch zu glauben, sie könnten sich diesem „Effekt“ irgendwo auf der Welt entziehen. Den Menschen wird Gleiches mit Gleichem vergolten, und das ist auch gut so, sonst wäre es nicht gerecht.

Als wir durch die Schluchten des Roten Flusses, in den sich die Wasser des Blauen mischen, hinab zum Grenzübergang nach China steigen, ist die Welt wie verzückt und der Mensch wird demütigt. Und immer wieder ergeben sich neue reizvolle Fotomotive. Es kann einem fast die Tränen in die Augen treiben, daß es mit dieser Herrlichkeit bald vorbei sein wird, weil der Mensch in seiner Gefräßigkeit wie eine Heuschrecke alles austilgt und er selbst seinen Verbrechen wider die Natur lange Schatten vorauswirft. Denn es wird kein Entrinnen geben, ehe nicht der innerste Kreis der Hölle ihn aufnimmt, aus dem die Flüche entweichen.

Die Grenzabfertigung nach China dauert gut drei Stunden, und auf der chinesischen Seite der Grenze sind die Straßen in schlechtem Zustand. Die neugebaute Schnellstraße ist noch nicht für den Verkehr freigegeben, so daß sich unsere Fahrt nach Kaschgar bis in die frühen Morgenstunden hinzieht. Einige beginnen bereits zu meutern, andere sagen in stiller Verzweiflung lieber nichts. Seit dem Frühstück haben wir nichts mehr gegessen, sind zu unfreiwilligen Asketen geworden. Großes Glück haben wir zudem, daß der Zoll, der 120 km hinter der Grenze liegt, uns gerade noch durchschlüpfen läßt, sonst hätten wir irgendwo in der Wildnis übernachten müssen. Die chinesischen Beamten sind herablassend und lassen uns die staatliche Willkür spüren. Aber zum Glück haben wir damit unsere letzte Grenzabfertigung hinter uns gebracht.

Die Chinesen sind ein zurückgebliebenes und nicht besonders freundliches Volk, sie leben zum Großteil immer noch in äußerst

primitiven Verhältnissen, was sich besonders in der mangelnden Hygiene zeigt. Das Land, genauer gesagt die chinesische Führung, unterdrückt unnachgiebig alle seine unterworfenen Nachbarn. Jeden Monat werden zahlreiche Oppositionelle hingerichtet, wovon der Westen meistens nichts weiß. Auch heute erleben wir in Kaschgar wieder ein starkes Polizeiaufgebot, denn die Uiguren fühlen sich von den Han-Chinesen unterdrückt und wollen ihre Unabhängigkeit erreichen. Auf lange Sicht werden sich die Unabhängigkeitsbestrebungen dieses Volkes kaum unterdrücken lassen.

Kaschgar ist eine Oase, zentraler Kreuzungspunkt zweier wichtiger Handelsrouten an der Seidenstraße. Von der einst malerischen Altstadt ist nahezu nichts mehr erhalten geblieben. Die Zentralregierung in Peking läßt die nicht mehr zeitgemäßen Lehmziegelbauten im großen Stile niederreißen, was der Orientromantik großen Abbruch tut, aber Chinesen sind nun einmal nicht besonders romantisch veranlagt. Sie sind begabt im Nachahmen. Alles, was aus dem Westen kommt, findet auch dort Gefallen, angefangen bei der Kleidung. Und der alte Zopf ist auch längst ab: ein Volk, das sich selbst verleugnet. Einzig bei den Menschenrechten und in der Hygiene ist man noch nicht so weit wie der Westen, denn diese Art von Moderne bietet für China zuwenig Anreiz.

Etwas außerhalb des Zentrums befindet sich das Abakh-Hoja-Grabmal, das vor allem durch die Duftende Konkubine Berühmtheit erlangt hat, die von einem italienischen Maler in Farben festgehalten wurde. In wüster Fahrt durchqueren wir mit einem Taxi die Innenstadt von Kaschgar, vorbei an der Statue Mao Tse Tungs. Man kann nur den Kopf schütteln, welches Risiko die Fahrer dabei eingehen, die sich durch beständiges Spurwechseln auf anhaltendem Überholkurs befinden. Bei uns wäre ein solches Fahrverhalten undenkbar.

Kaschgar, welches schon Marco Polo besucht hat, verfügt heute nur mehr über einen geringen Rest an Stadtmauer, die gänzlich aus Lehmziegeln errichtet war, aber von den Chinesen wie auch die übrige Stadt nahezu vollständig abgetragen wurde. Die noch vorhandenen Repräsentationsbauten beschränken sich auf ein Mausoleum und die

Durch Tausend und eine Nacht

zentrale Moschee, die allerdings im Vergleich zu ihren alten Vorbildern keine neuen Stilelemente aufweist. Während wir Europäer stets bemüht sind, unser kulturelles Erbe möglichst zu erhalten, scheint in China dem Kulturfrevell Tür und Tor offenzustehen, woraus wir schließen können, wie arm diese Menschen im Geiste doch sind. Späte Nachwehen der Kulturrevolution von 1966 bis 1976, die vielen Intellektuellen das Leben gekostet hat, sind bis heute zu spüren. Der Zentralregierung in Peking scheint offenbar ein möglichst pflegeleichter Staat vorzuschweben, in dem Opposition nicht vorkommt, und falls doch, Dissidenten mit aller Macht unterdrückt werden. Das sind bereits deutliche Vorboten, daß China demnächst einen Hegemonieanspruch stellen wird und sich eines straff geführten Proletariats nur zu dessen Umsetzung bedient.

Mir persönlich sind Großstädte – und davon hat China ja wahrhaft genügend – stets zuwider, weil sie das gesamte Spektrum an Greueln unserer sogenannten zivilisierten Welt widerspiegeln. Früher wäre es in der orientalischen Welt undenkbar gewesen, daß eine Frau so gänzlich unbefangen am öffentlichen Leben teilnimmt. Heute ist es in diesen Ländern völlig normal, daß Frauen auf dem Moped sitzen und unverhüllt auf dem Basar zum Einkaufen gehen, was früher ausschließlich den Männern vorbehalten war. Wenn das Land weiterhin so stark wie bisher wächst, werden sich die Probleme auf wirtschaftlicher Ebene möglicherweise zwar entspannen, auf ökologischer aber auf jeden Fall weiter zuspitzen. Ganz China gleicht dem Ausnahmezustand, nur ist der ganze inkompetente Fleiß Ausdruck einer großen Hilflosigkeit, ein holpriger Versuch, dem Schicksal der Übervölkerung zu entgehen. Dagegen helfen keine religiösen Heilslehren, sondern nur rigorose Einschränkungen, um das Bevölkerungswachstum einzudämmen. Aber die Population scheint umgekehrt immer mehr außer Rand und Band zu geraten, ein Zustand wie in einem Ameisenstaat, wo alle wild durcheinanderlaufen: ein beängstigendes Szenario, vor allem für den Teil der Menschheit, der sich vernünftig verhält. Wenn Chinas Wachstum nicht schleunigst Einhalt geboten wird, sind wir verloren, denn die aufstrebende Supermacht scheut

selbst weder Zurückhaltung noch Konfrontation. Die Gelbe Gefahr hat längst sichtbar Gestalt angenommen, allerdings eine andere, als man es sich vorgestellt hat. Ganze Volksgruppen werden umgesiedelt, nur um die Autonomiebestrebungen der unterworfenen Völker einzudämmen.

Von Kaschgar führt der Karakorum Highway über den Khunjerab-Paß nach Pakistan. Diese Grenze ist heute für den Tourismus gesperrt, die Gefahr, der man bei dieser Fahrt ausgesetzt wäre, ist einfach zu groß. Über Upal führt die Straße den Ghez-Fluß hinauf zum Karakul-See, der zu Füßen des Kongur, des mit 7719 m höchsten Berges im Pamir, und des Muztagata, des heiligen Berges der Uighuren, liegt.

In Upal legen wir einen kurzen Erkundungstop ein, um uns mit allem Nötigen zu versorgen. An einem Obststand, der einer jungen Uighurin gehört, lasse ich mir einige Äpfel abwiegen. Als ich zum Zahlen meine Geldbörse öffne, versucht die junge Frau, einen 100-Euro-Schein herauszuziehen, was sie wohl selbst als Situationskomik empfindet, weil sie mich dazu freundlich anlächelt. Ich sage zu ihr, zumal sie mich ja kaum verstehen dürfte, daß sie mir dazu schon etwas mehr anbieten müsse als nur ein paar unreife Äpfel, wo sie doch auch andere üppige Melonen anzubieten habe, denen es an Reife nicht fehlt. Männer gehen ja stets prüfenden Blickes durch die Welt, was das andere Geschlecht betrifft, und wenn das Auge einen Brennpunkt findet, fixiert es sich darauf. Aber auch wenn man sich noch so unbeobachtet fühlt, läßt es sich wohl kaum jemals vermeiden, daß man von anderen, die mithören, was gar nicht für ihre Ohren bestimmt ist, dabei beargwöhnt und mit eifersüchtigen Blicken zurückgepiffen wird.

Nach einer weiteren Stunde machen wir erneut kurz Rast, bei einem Straßenverkauf, wo die Einheimischen ihre Kunsterzeugnisse feilbieten. Einige Reisebusse, die das gleiche Ziel zu haben scheinen, halten ebenfalls dort an. Ich weiß nicht, warum sie sich gerade mich ausgesucht hat, aber eine malaiisch aussehende Frau, die bei meinem Anblick hellauf begeistert ist, spricht mich an und fragt mich, woher ich komme. Als ich ihre Frage scheinbar zu ihrer Zufriedenheit beantwortet habe, bittet sie mich um ein

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

gemeinsames Foto. Ich nehme sie sogleich in den Arm, während ihr Mann uns beide knipst. Darauf möchte auch er ein gemeinsames Foto, aber ihn nehme ich dabei natürlich nicht in den Arm. Derart werden wir Deutschen also im Ausland hofiert.

Die Chinesen bauen längs des Ghez-Flusses ein Kraftwerk nach dem anderen, derart hungrig nach Energie ist der Wachstumsriese China. Daß dadurch die Landschaft immer weiter zerstört wird und diese Bauleistung wiederum mit einem gigantischen Ausstoß an fossilen Energien verknüpft ist, scheint die Machthaber in Peking wenig zu interessieren. Unerbittlich gegen die Menschheit setzen sie ihr Zerstörungswerk fort. Dabei rechtfertigen sie ihr Tun mit der Begründung, ein Werk zum Wohle der Allgemeinheit zu verrichten, begreifen allerdings nicht, daß sie gleichzeitig damit die Büchse der Pandora öffnen und der angerichtete Schaden am Ende den Nutzen bei weitem überwiegt.

Enttäuscht müssen wir am Abend einsehen, daß sich die Wolkendecke den ganzen lieben Tag lang nicht aufgelöst hat. Weder die Sicht auf den Muztagata noch die auf den Kongur ist auch nur vorübergehend frei geworden. Nur für einen Augenblick leuchten die Schneefelder einmal kurz in der Sonne auf, wenn die Wolkendecke die Sonne durchscheinen läßt. Dann spiegelt sich die Bergkulisse in dem wunderbar blau leuchtenden See. An seinem Ufer nomadisieren Kirgisen, die an ihren länglichen weißen Hüten gut zu erkennen sind. Uighuren hatte ich erwartet, Kirgisen sind es geworden, denen wir uns zu unserer großen Überraschung hier begegnen. Um den See herum verläuft ein Brettersteig auf Pfählen, an seinen Ufern stehen vereinzelt Jurten. Kamele und Yaks zieren diese großartige Landschaft wie verstreut wachsende Blumen. Doch dann ist es Zeit, den Rückweg anzutreten, durch die gleiche bizarre Landschaft wie auf dem Herweg. Große Lust hätte ich, auf dem Karakorum Highway weiterzufahren, durch das Land der Hunzakuts, die hier eine ethnische Besonderheit darstellen: Groß und blond sollen sie sein, mit blauen Augen. Sie behaupten von sich, von griechischen Söldnern abstammend, die Alexander der Große hierhergeführt hat. Doch leider gibt es für

diese These bislang keine Beweise. Daß derartige Reste von Indogermanen in diesem Gebiet versprengt leben, ist allerdings kein Grund zur Skepsis, waren es doch auch blonde Krieger, die in der Lop Nor, also noch viel weiter im Osten, jenseits der Taklamakan, bestattet wurden, was ein neues Licht auf die einstige Verbreitung der Indogermanen wirft. Es ist unstrittig, daß wir uns hier nahe dem Gebiet der Tocharer aufhalten, die inmitten von Zentralasien ihre Wiege stehen haben.

Nach frühem Wecken brechen wir zeitig von Kaschgar auf, mit Ziel Taklamakan. Der Name bedeutet in etwa soviel wie: „Wenn du hineingehst, wirst du nicht mehr herauskommen.“ Seit wir in China unterwegs sind, befinden wir uns auf einer einzigen Baustelle. Es sieht aus, als wollten die Chinesen alles auf einmal erledigen: Strommasten, Bagger, Kräne und Planiermaschinen pflügen das ganze Land um, nicht einmal der Wüstensand bleibt verschont. Rohbauten, ganze niedergerissene oder heruntergekommene Lehmziegelviertel, Stromtrassen, Abwasserkanäle, abgewrackte Tankstellen, an denen es nur wenn man Glück hat Diesel gibt und die keine Auswahl haben im Vergleich zu dem, was man bei uns so alles an den Tankstellen kriegt, überziehen das ganze Land und bieten dem Besucher ein Bild des Schreckens, das sich tief einprägt. Das Ausmaß an Naturzerstörung übertrifft unser heimisches bei weitem. Obwohl wir mitten in der Wüste sind, fließt der Verkehr nahezu ununterbrochen, eine Umleitung folgt der anderen. China scheint zu explodieren. Das macht vor allem deswegen Angst, weil das Land kein Maß und kein Ziel kennt. China ist überall, ein dumpfes Volk von regimetreuen Massenmenschen. Dabei wurde stets vor der Gelben Gefahr gewarnt, doch man hatte es sich wohl anders vorgestellt, als es tatsächlich gekommen ist. Alle rechneten mit einer militärischen Offensive, dabei ist die hauptsächlichste Bedrohung eher eine ökologische. Alle Reserven weltweit sichern sich die Chinesen durch bloßes Aufkaufen, und die übrige Welt schaut tatenlos zu. Doch irgendwann wird sich diese Tatenlosigkeit schmerzhaft rächen.

Unsere Route folgt ab jetzt der nördlichen Seidenstraße, die sich in Kaschgar von

Durch Tausend und eine Nacht

der südlichen scheidet. Die Fahrt verläuft in nächster Nähe zum Gebirge, von der Wüste bemerken wir kaum etwas, da die gebirgsnahen Teile durch künstliche Bewässerung weitgehend in Kulturland verwandelt wurden. Dabei zeigt sich die Bodenversalzung selbst noch an den Berghängen, die wie mit Puderzucker bestäubt aussehen. Während der Regenzeit gehen stets schwere Niederschläge nieder, die die ausgetrockneten Flußbette in reißende Ströme verwandeln. Viele Brücken werden dabei förmlich weggespült, daher befindet sich die gesamte Straße im permanenten Ausbesserungszustand. Die Flüsse, die heute ins Tarimbecken strömen, versickern allesamt noch in der Wüste. Der Lop Nor ist daher fast ausgetrocknet, da die Wasser des Tarim ähnlich wie die Zuflüsse des Aralsees großenteils zur Bewässerung dienen. In der Lop Nor befindet sich auch das Atomwaffen-Testgelände Chinas, wo 1949 unterirdische Atomwaffenversuche durchgeführt wurden. Östlich des Tarimbeckens, in der heutigen Provinz Gansu, lebten früher die Tocharer, die äußersten Ausläufer der Kentumsprecher. Sie wurden von den Hunnen nach Westen abgedrängt und haben ihre ursprünglichen Siedlungsgebiete längst verlassen. Die Existenz der Tocharer beweist indes die ehemalige Verbreitung der indogermanischen Haplogruppe *R1b*, die sich von den Kelten im äußersten Westen Frankreichs bis nach China erstreckt. Erst die aus Sibirien eingewanderten Turkvölker haben das Vakuum aufgefüllt.

Die beschaulichen Zeiten der Karawanen sind heute romantische Vergangenheit, lediglich einige baktrische Kamele erinnern noch an die ruhigen Zeiten, als die Seidenware ihren Siegeszug in Europa antrat. Als erste Europäer kamen die Römer im Jahre 53 v. Chr. mit Seide in Berührung, als die Parther auf dem Schlachtfeld ihre silbrig glitzernden Banner entfalteten, was den von Panik ergriffenen Römern wiederum einen derartigen Schrecken einjagte, daß Marcus Licinius Crassus nicht zuletzt deswegen die Schlacht bei Carrhae verlor. In augusteischer Zeit pflegte Caesar Caligula in seidnen Gewändern seinen dekadenten Lustspielen zu frönen, die in ausschweifenden Orgien, ja in inzestuösem Umgang mit seiner eigenen Schwester Messalina gipfelten.

Schließlich verbot der Senat von Rom das Tragen seidener Gewänder. Doch das Verlangen der römischen Patrizierschaft nach dem kostbaren Stoff war nicht zu stillen. Kaiser Justinian gelang es schließlich, die Seidenraupenzucht nach Europa zu holen.

In Aksu genießen wir zum ersten Mal ein etwas ausgefeilteres chinesisches Mahl als nur Nudeln mit Gemüse. Im Foyer des Hotels spricht mich eine junge Chinesin an, die sich augenscheinlich dafür interessiert, woher wir kommen. Da sie sehr aufreizend gekleidet ist und für eine Chinesin unglaubliche Kurven hat, lasse ich mich auf einen heißen Flirt mit ihr ein, bis schließlich ihr Ehemann auftaucht, ein eifersüchtige Blicke versprühender Pakistani, den ich um Haupteslänge überrage. Gewiß hätte ich seiner Frau in mancher Hinsicht einiges mehr geben können, aber ich brauche mir deswegen auch keine Vorwürfe zu machen, schließlich wußte ich nicht, daß sie in Begleitung ist. Überhaupt sind Chinesen von uns Europäern aufs äußerste begeistert, und je weiter wir nach Osten kommen, desto mehr Freundschaft schlägt uns entgegen.

Unser nächstes Teilstück führt von Aksu nach Kuqa, immer am Hauptkamm des Tienschan entlang, dessen höchste Erhebungen der 7439 m hohe Dschengisch Tschokusu und der 7010 m hohe Khan Tengri sind. Ab Aksu ist die Autobahn gut ausgebaut, so wie dieses Teilstück soll eines Tages die gesamte Strecke bis nach Kirgistan werden. Die Faszination beim Anblick der schneebedeckten Berge mit dem strahlend blauen Himmel darüber kennt keine Vergleiche, mit einer Ausnahme vielleicht, dem Kailasch, dem heiligen Berg der Tibeter. Die rot-grün gebänderten Vorberge liefern dazu einen harten Kontrast.

Die ins Tarim-Becken mündenden Flüsse sind im Sommer fast ausgetrocknet, die abweisende Natur ringsum erzeugt kaum mehr eine Vorstellung, wie diese Landschaft einst ausgesehen hat, als ein riesiger Binnensee dieses heute auf den Lop-Nor-See zusammengeschrumpfte Becken nahezu ausgefüllt hat. Das Jardang-Gestein hat bizarre, aber doch gleichmäßige, gegen alles Gerade sich aufbäumende Erosionsformen hervorgebracht, die in schier unendlicher Regelmäßigkeit ein typisches Muster aufwei-

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

sen, das nur schwer zu beschreiben ist, aber in seiner Eigenart mehr Regelmäßigkeit als Unregelmäßigkeit erkennen läßt: eine Kombination aus Lehmsäulen mit aufgesetzten Pilzkappen, die einem rosafarbenen, mit Vanillesoße übergossenen Himbeerpudding gleichen.

Nach eintöniger Fahrt auf monotoner Strecke zweigen wir irgendwann links ab zu den Grotten von Kizil, die einst mit buddhistischen Wandmalereien vollständig ausgemalt waren. Fakt ist, daß die deutschen Forscher Albert Grünwedel und Albert von Le Coq diese ganze Art von Kunst persischen, indischen und gräko-baktrischen Einflüssen zuschreiben, während die chinesischen Wissenschaftler sie späteren Epochen zuweisen. Als die Chinesen dieses Gebiet im 7. und 8. Jahrhundert eroberten, kamen ergänzend auch deren Eigentümlichkeiten hinzu, einen eigenen Stil prägend. Klar ist damit aber auch, welches die ältere Kultur ist, nämlich die der Sassaniden, und daß die Chinesen sie in späterer Zeit nur von ihnen entlehnten. Heute beschweren sie sich darüber, daß die Deutschen ihnen ihre Kunstwerke geraubt hätten, die gar nicht die ihrigen waren, weil ihnen dieses Land damals noch nicht gehörte und sie damit auch kein Anrecht auf seine Erzeugnisse hatten. Vielmehr hätten umgekehrt sie den rechtmäßigen Eigentümern dieses Landes die Beutekunst herausgeben müssen. Nun aber, nachdem der Mantel des Vergessens und Schweigens darüber ausgebreitet worden ist, werden sie uns doch wohl nicht im Ernst davon überzeugen wollen, daß wir ihnen etwas schulden. Tatsache ist nämlich, daß die Chinesen in künstlerischer Hinsicht mehr von den Indogermanen übernommen haben als sie zugeben wollen. Sie haben es offenbar nötig, sich mit fremden Federn zu schmücken. Ja sie interessierten sich noch nicht einmal für ihre eigenen Ausgrabungen, solange diese im Verborgenen schlummernten, fordern sie aber zurück, nachdem andere sie vor dem Verfall bewahrten. Wenn die Alliierten während des Zweiten Weltkriegs Denkmäler und schätzenswerte Kunstobjekte zerstörten, dann ist das nicht die Schuld der Deutschen.

Irgendwann am späten Nachmittag kommen wir in die Oase Kuqa. In dieser

Millionenmetropole kann man China von seiner wahren Seite erleben. Man muß dazu nur auf die Hinterhöfe blicken, um das Elend aus der Nähe zu betrachten. Über der ganzen Stadt breitet sich ein stickiger und giftiger Smog aus, der einem die Atemwege zuschnürt. In keinem europäischen Land wären derart gesundheitsschädliche Emissionen möglich, Grenzwertüberschreitungen würden unverzüglich publik gemacht. Das Problem ist nur: In China gibt es keine Pressefreiheit, die Menschenrechte werden nicht beachtet und ein Menschenleben gilt für nichts. Die Menschen in diesem Land haben die Situation einfach hinzunehmen, wie sie ist. Sie können sich auch nicht wehren, weil jeder Widerstand sofort im Keime erstickt wird. Es gibt hier auch niemanden, bei dem man sich beschweren kann, denn kaum jemand spricht englisch. Uns so muß ich denn in all den Rauchschwaden, die doch so ganz anders sind als meine saubere heimische Bergluft, nach Luft ringend eine Horrornacht fast schlaflos zubringen. Ich verstehe nicht, wie die anderen diese Situation ertragen können, ich für meinen Teil will nur noch weg aus diesem Land des Grauens.

Am nächsten Morgen ist die Luft wieder rein. Kaum, daß wir abmarschbereit sind, werden wir von einem chinesischen Fernsichteam, angeführt von einer Journalistin, umzingelt und bis zur nächsten Sehenswürdigkeit „verfolgt“, den Ruinen von Subaschi, einer Klosterstadt aus dem 4. Jahrhundert. Sie wurde im 12. Jahrhundert von den wilden Horden Dschingis-Khan dem Erdboden gleichgemacht. Die Stadt besteht aus zwei Teilen, die sich auf beiden Flußufern befinden. Einst war sie von einer Lehmziegelmauer umgeben. Sämtliche Stupas sind nahezu vollständig zerstört. Die chinesische Beschreibung neben dem Eingangstor erwähnt mit keinem Wort das Volk der Tocharer, welches die Stadt einst errichtete. Dabei läßt der Kunststil überhaupt keine andere Schlußfolgerung zu, und auch die Schriftrollen, die hier gefunden wurden, sind auf tocharisch abgefaßt. Wir wissen ferner, daß Indien von indogermanischen Völkern besiedelt wurde, die aus den nördlichen Regionen kamen, aus ebenjener Steppe, durch die wir uns seit nunmehr drei Wochen bewegen. Der Buddhismus ist angeblich aus

Durch Tausend und eine Nacht

Indien in die Steppe eingedrungen, aber das müssen wir nach allem, was wir heute darüber wissen, in Frage stellen. Auf jeden Fall ist der Buddhismus die einzige hochstehende indogermanische Weltreligion, während der Hinduismus einerseits die Brücke zum ägyptischen Tierglauben schlägt, der semitischen Ursprungs ist, und andererseits durch sein polytheistisches Götterpantheon gleichen Ursprungs ist wie die anderen indogermanischen Glaubensrichtungen. Der semitische Monotheismus hingegen ist die am höchsten entwickelte Religion und dürfte später als der Hinduismus entstanden sein, hervorgegangen aus einer Synthese zwischen dem Polytheismus und dem Glauben an eine Wiedergeburt. Somit führen alle Religionen anthropologisch ins Herz Asiens zurück, in die zentralasiatischen Steppen. Älter sind eigentlich nur Schamanismus und Animismus.

Die ältesten buddhistischen Malereien weisen eindeutig sassanidische Züge auf, und dieselbe Art von Darstellungen konnten wir bereits in der Sogdiana erkennen. Daß China heute diese frühen Kulturzeugnisse für sich in Anspruch nimmt, ist schon aus dem Grund nicht nachvollziehbar, weil die Chinesen in feindlicher Absicht in das damalige Ostturkestan sowie in die Provinz Gansu eingefallen sind. Es waren die Xiongnu, ein nomadisches Reitervolk aus dem Altai-Gebiet, gegen welche sich die Chinesen mit den Yuezhi, hinter welchen sich keine Geringeren als die Tocharer verbergen, als den gemeinsamen Feind verbünden wollten, und zu dessen Abwehr sie zugleich den Bau ihrer Mauer vorantrieben. Somit stellen die Turkvölker eine Übergangsrasse zwischen der europiden und der mongoliden Rasse dar, die sich in Zeiten ihrer früheren Wohnsitze, in Sibirien, voneinander abgespalten haben.

Auf gutausgebauter Straße erreichen wir Korla, welches als eine Ölstadt von den Chinesen förmlich aus dem Boden gestampft wurde. Es besitzt keinerlei historische Bauwerke. Als Ersatz dafür und durch die Umsiedlungspolitik der Zentralregierung in Peking ist chinesische Gemütlichkeit in der Stadt eingekehrt: Kein Mensch spricht Englisch, womit auch kein Kontakt zur Außenwelt möglich ist, Internet ist unbekannt (jedenfalls in den Hotels). Man wird von den

Chinesen nur selten angesprochen, die Menschen sind scheu und kontaktarm. Dafür arbeiten sie die ganze Nacht lang, wenn es sein muß. Auch eine Bar gibt es in der Stadt. Der beschaulichste Ort in Korla ist aber die Uferpromenade, auch wenn der Fluß fast ausgetrocknet ist. Die Fischer hängen dennoch ihre Leinen in das wie eine Kloake dahinziehende Rinnsal. Nachts glaubt man sich fast nach Las Vegas versetzt, denn das Auge wird von teilweise äußerst fantasievollen Lichtreklamen überreizt. Doch weil einem die Han-Chinesen ausgesprochen selten ein freundliches Lächeln schenken, stelle ich mir auch den nächtlichen Barbetrieb nicht sonderlich aufregend vor. In China lebt es sich wie in einem Ameisenhaufen, jeder kennt seine Aufgabe, die es stur zu erfüllen gilt. Lautes und ständiges Hupen auf den Straßen ist das einzige, was an Leben erinnert. Aber aufpassen muß man trotzdem, denn es kann durchaus sein, daß man von einem der lautlosen Elektroroller gestreift wird, die hier wie bei uns daheim die Radfahrer auf dem Gehweg fahren.

In dieser Nacht ist es sehr schwül, und mein Schlafgemach ist völlig unklimatisiert. Mit ausgetrockneten Lippen taste ich im dunkeln nach meiner Wasserflasche, die man stets neben sich stehen haben sollte. Unser Hotel ist zwar ruhig, aber man glaubt sich in eine Geisterstadt versetzt.

In der Kühle des Morgens – denn die Tag-Nacht-Unterschiede sind extrem – brechen wir zeitig auf. Es geht über das Qoltag-Gebirge, über einen unscheinbaren Paß, und auf der drüberen Seite hinab in die Turfan-Senke, deren tiefster Punkt der Aydinkol-See ist, der 154 m unter dem Meeresspiegel liegt. Die Straße ist gleichwohl gut ausgebaut, aber dafür stark befahren. Um uns herum befindet sich eine Mondlandschaft wie auf einem anderen Planeten, bizarr und abweisend, schwarz verbrannt von der sengenden Sonne. Der gelbe Flugsand kontrastiert extrem zu dem fast zerbröckelnden Gestein und erinnert daran, daß wir uns der Wüste nähern. Kurvenreich schlängelt sich die neugebaute Straße durch diese grandiose Einöde, bis irgendwann der Blick frei wird auf die endlosen Weiten der Oasen Toksun und Turfan. Diese Landschaft hat das Zeug, uns in unserem unklimatisierten Fahrzeug in

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

Trance zu versetzen. Es sind Eindrücke, wie man sie sonst nur in der Sahara erlebt, und dennoch sind sie anders.

Sowie wir in der Oase Turfan angekommen sind, die demnächst durch einen Hochgeschwindigkeitszug mit der Außenwelt verbunden und, da China unter die Stromgiganten aufgestiegen ist, elektrisch durch riesige Windparks mit Energie versorgt wird, machen wir uns sogleich an unsere erste Besichtigung, die buddhistische Tempelstadt Jiaohe. Sie liegt wie eine keltische Fluchtburg auf einem allseits von einem Fluß umströmten Felssporn. Die zumeist sakralen Bauten der Stadt wurden aus dem weichen Fels herausgemeißelt, was für die damalige Zeit eine Meisterleistung ersten Ranges darstellt. Die Oase bot ihre Früchte, so daß auch eine größere Bevölkerung davon leben konnte. Diese bestand, ehe die Uiguren und später die Chinesen hier auftauchten, aus einer rein indogermanischen Bevölkerung – den Tocharern. Aus der indischen mündlichen Überlieferung spricht noch der Stolz auf die edlen hochgewachsenen und hellhäutigen Vorfahren, die Arier, die zweifellos mit den Tocharern gleichgesetzt werden müssen. Auch die genetische Verteilung der Haplogruppen zeigt, daß sich die kelto-tocharische Abstammung bis in die Provinzen Gansu im heutigen China nachweisen läßt, woraus wiederum die Schlußfolgerung gezogen werden kann, daß der bis nach Sibirien und Südostasien nachweisbare Europide nördlich des Himalaja ins Altai-Gebirge und von dort nach Europa vorgezogen ist, lange bevor der anatomisch moderne Mensch, der Cro-Magnon, in Europa den Neandertaler verdrängt hat.

Mit dem Buddhismus ist zugleich eine Weltanschauung eingekehrt, die sich dem Guten verschrieb und die daher keinen Bestand haben konnte, was sehr schnell dazu führte, daß vitalere Völker, die noch dem alten Schamanismus anhängen, nämlich die Türken, die Indogermanen nach Westen abdrängten. Daher gibt es in Zentralasien heute kaum noch Ethnien indogermanischen Ursprungs. Die aus den Unruhezentren der Steppe in die Ballungsräume der ersten Hochkulturen hereinströmenden Nomadenvölker, die in ihrer geistig-kulturellen Entwicklung um Jahrhunderte zurück waren,

übernahmen die Kultur der Überwundenen und setzten sie auf ihre Weise fort. Wir müssen daher Abstand davon nehmen, daß aus China auch nur ein einziges kulturelles Erzeugnis stammt, das nicht umgekehrt von den Indogermanen zuerst nach China gebracht worden ist.

Eine Übernachtung in der Wüstenoase Turfan gilt, was die Hitze anbelangt, als schreckliches Erlebnis, so jedenfalls schickt es unsere Reiseleitung voraus. Aber es sollte sich nicht bestätigen. Trinkt man nämlich anstelle eines Schlafmittels statt nur eines Bieres deren zwei, so schläft man die ganze Nacht hindurch traumlos, ohne auch nur einmal aufzuwachen.

Als der Morgen graut, schlage ich die Augen auf und springe behende aus meinem Bett, dusche mich kalt ab und mache mich mit Appetit ans Frühstück – es gibt Rührei, das man bei diesen Temperaturen auch ein wenig stärker salzen darf. Ich werde beinah stolz auf mich, daß ich den zweittiefsten Punkt auf Erden im heißesten Monat des Jahres völlig unklimatisiert überstanden habe. Allerdings steigt jetzt die Sonne rasch höher, und mein Hemd fängt an, auf der Haut zu kleben. Aus allen Poren dringt Schweiß, aber solange man reichlich Wasser zuführt, funktioniert die körpereigene Kühlung hervorragend.

Nach einer Weinprobe, zu der alles, was Rang und Namen hat, geladen war, fahren wir hinaus nach Gaochang, einer angeblich chinesischen Gründung der Han-Zeit, die als Außenposten des Militärs gegründet wurde. Aber ich bezweifle diese These, da die Stadt baulich nicht anders gestaltet ist als Jiaohe. Ferner wurde sie von Clans beherrscht, die nicht chinesisch, wohl aber den benachbarten Chinesen- und Türkenkhanen tributpflichtig waren. Die buddhistische Kultur ist nicht chinesisch, sondern tocharisch. Die in den nahegelegenen Gräbern von Astana gefundenen mumifizierten Leichname sind von einer Körpergröße, daß es sich bei ihnen kaum um Chinesen handeln kann. Die Schädelform dieser Mumien ist zudem langschädlig, d.h. europid. Daß die Chinesen die Stadt später erobert und ausgegraben haben, ist allerdings unstrittig. Am meisten beeindruckt ist die guterhaltene, 20 m hohe Stadtmauer aus gebrannten Ziegeln.

Durch Tausend und eine Nacht

Daneben gibt es mehrere ebenfalls in gutem Zustand befindliche buddhistische Tempel, Paläste sowie eine Festung innerhalb der ein riesiges Areal umfassenden Stadt. Erst die Mongolenhorden Dschingis Khans haben die Stadt dem Erdboden gleichgemacht und ihre Bewohner restlos niedergemetzelt. Bis heute haben die Mongolen, jene leibhaftigen Bestien, dafür keine Strafe empfangen, ihre Verbrechen blieben ungesühnt. Zu seiner Blütezeit muß Gaochang einen überwältigenden Eindruck auf den Besucher gemacht haben, eine Stadt voller Tempel und Paläste, die im Westen nicht ihresgleichen hatte. Überhaupt ist die frühe Han-Zeit diejenige Periode, die am meisten Klärungsbedarf besitzt. Viele Fragen sind noch immer nicht beantwortet, und das meiste wird sich wohl auch nicht mehr ergründen lassen. Daher können wir den Chinesen in diesem Stadium ihrer kulturellen Entwicklung eine wahre Hochkultur noch nicht zutrauen. Die Steinbauweise beherrschten bereits die Sumerer, Jahrtausende vor den Chinesen. Erst durch westliche Einflüsse, die insbesondere über die Seidenstraße kamen, hat China viel Befruchtendes aufgefangen und konsequent fortgesetzt, aber große eigene Impulse hat es nicht geliefert.

Viel mehr hat die Turfan-Oase nicht zu bieten. Da wären bloß noch die buddhistischen Höhlenklöster von Bezeklik zu nennen, denen im Unterschied zu den Höhlen der Tocharer ein eigener Malstil hinzugefügt wurde. Der Mönch Xuanzang erwähnt im 7. Jahrhundert die nahegelegenen Flammenberge, die ihren Namen deswegen bekommen haben, weil sie durch den hohen Gehalt an Eisenoxiden eine rote Farbe angenommen haben, während der Windschliff lodernden Flammen gleichende Felsformationen geschaffen hat. So sehr es auch manche bedauern mögen, daß die relativ gut erhaltenen Fresken von deutschen Forschern abgetragen und nach Berlin gebracht wurden, ist das dennoch die bessere Lösung gewesen, denn wären sie an Ort und Stelle geblieben, hätte ihnen das gleiche Schicksal geblüht wie denen, die von den Bauern der Region wegen des hohen Mineraliengehalts ihrer Farben zum Düngen der Weinberge verwendet worden waren. Daß sie später alliierten Bombenangriffen zum Opfer fallen

würden, war damals nicht vorauszusehen. Noch beeindruckender als die spärlich erhaltenen Fresken ist der Ort ihrer Ausgrabung, denn der Blick hinab ins Tal des Murtuq, der giftgrün und tiefeingeschnitten seinen Lauf zwischen den roten Felsüberhängen nimmt, ist wahrhaft ein Beweis für den Schönheitssinn, den schon die damaligen Mönche besaßen.

Im weichen Abendlicht bewundern wir noch das konisch zulaufende Minarett der Emin-Moschee, um uns anschließend in die unterirdischen Kanäle des Bewässerungssystems hinabführen zu lassen. Etwa 80 m unter der Erde hat man hier katakombenartig Stollen ausgehoben, wofür die ganz ähnlichen Bewässerungssysteme Persiens Pate gestanden haben dürften. Also auch diese Karez genannten Anlagen sind augenscheinlich indogermanischen Ursprungs. Der Ferne Osten hingegen hat vom Geist des Abendlandes mehr als umgekehrt der Okzident von jenem profitiert, er verdankt ihm nahezu alles, eigenständiges Kulturgut hat er nur spärlich hervorgebracht.

Unser einheimischer Reisebegleiter rät uns dazu, das aus den Bergen des Tianschan herangeführte Wasser zu trinken. Bedenkenlos nehme ich einen Schluck davon und finde es sehr wohlschmeckend. Doch anschließend erfahre ich, daß man dieses Wasser besser nicht hätte trinken sollen. Durch einen kräftigen Schluck von hochprozentigem Schnaps versuche ich meinen Fehler wiedergutzumachen.

Am letzten Tag unserer Reise fahren wir hinauf nach Urumchi. Von der Sperrfestung Dabancheng, die wir auf unserem Weg passieren, bemerken wir so gut wie nichts. Es wird eben nicht mehr scharf aus ihr geschossen. Landschaftlich äußert reizvoll ist die Fahrt durchs Gebirge, durch das gerade die neue Trasse für den Hochgeschwindigkeitszug verlegt wird. Was dem Landschaftsbild noch mehr Abbruch tut ist der Umstand, daß die Chinesen das ganze Tal mit modernen Windkraftanlagen ausgestattet haben, als ob es ein modernes Kunstwerk wäre. Dem Klimawandel kann dadurch leider nicht aufgeholfen werden, da die fossilen Brennstoffe ja weiterhin unerbittlich ausgebeutet werden. Besser wäre es da, China würde seine Ein-Kind-Politik konsequent

LÄNGS DER SEIDENSTRASSE ZUM DACH DER WELT

fortsetzen, aber das scheint man in diesem Lande immer noch nicht so recht zu begreifen. Diese ganze Nation befindet sich wie in einem Rauschzustand, der in einem exorbitanten Bauwahn gipfelt. Riesenhafte Hochhäuser werden hochgezogen, noch bevor Wohnungskäufer gefunden sind. Die Baubsubstanz verfällt schneller, als sie erhalten werden kann, da alles nur von minderer Qualität ist und der Chinese den Erhaltungsaufwand augenscheinlich nicht einschätzen kann. Das wird irgendwann ein böses Ende nehmen oder aber ein böses Erwachen geben. Noch ist die Bevölkerung, die in die besetzten Gebiete entsandt wird, außerordentlich jung, aber das könnte sich bald ändern. Als wir in Urumchi einfahren, erleben wir fast traumatisiert eine ungeahnte Dichte an Hochhäusern, Wohnhäuser mittlerer Höhe gibt es praktisch nicht mehr. Die Menschen in dieser Stadt treten sich gegenseitig tot, jeder ist hier einer zuviel. In der Innenstadt staut sich der Verkehr aufs extremste, so daß die Stadtrundfahrt zu einer Fahrt durch die Hölle wird. China beschwört den Weltuntergang herauf: Abgase, Hitze und eine riesige Smoglocke arbeiten einer hohen Lebenserwartung entgegen. Kein Wunder, daß immer mehr Chinesen bei uns Unterschlupf zu finden versuchen. Die Menschenrechte machen es möglich. Die wenigen Grünanlagen, allen voran die Pagode auf dem Roten Berg, können dieses Elend nicht lindern. Der Ausblick von dem hoch über der Stadt gelegenen Aussichtspunkt ist zwar überwältigend, aber ein Lichtblick im Dunkel reicht bei weitem nicht aus, um klare Sicht zu schaffen. An Sehenswürdigkeiten hat die Stadt außer der von der muslimischen Hui-Minderheit errichteten Shaanxi-Da-Si-Moschee und dem historischen Museum nichts zu bieten, und auch im Museum sind es ausschließlich die von der Wüste sehr gut konservierten Mumien europider Herkunft, die unser Weltbild verändert haben. Denn es muß ja einen Zusammenhang zwischen dem bis in die Provinz Gansu vordringenden Indogermanen und den ebenfalls europiden Bewohnern Polynesiens geben. Die mongolide Rasse hat sich wie ein Keil zwischen diese beiden Randgruppen europider Abstammung geschoben, denn auch im Raum Südostasiens lebten vor An-

kunft der Mongoliden ausschließlich Menschen europider Abstammung.

Das Ziel unserer Reise haben wir somit erreicht, denn es ist uns gelungen, die Brücke vom Atlantik bis zum Pazifik zu schlagen, den einst Menschen bewohnten, die australider Herkunft waren, die aber in andere Regionen abgedrängt worden sind, weil dem Vordringen altaischer Turkvölker nicht Einhalt zu gebieten war. Die Gelbe Gefahr wurde völlig unterschätzt. Sie bezieht sich durchaus nicht auf eine militärische Expansion, sondern vielmehr auf eine migratorische. Während Europa zunehmend in Arbeitslosigkeit versinkt, weitet sich der gigantische chinesische Markt immer weiter aus. Darin und nur darin ist in erster Linie die Bedrohung zu sehen, und nicht in der Tatsache, daß wir in Europa seit nunmehr 70 Jahren Frieden haben. Denn in letzter Konsequenz ist nicht entscheidend, ob der Mensch durch Kriegseinwirkungen stirbt oder ob ihm die Lebensgrundlagen anderweitig entzogen werden. Die „Schöne von Loulan“ oder der 2 m große blonde Hüne aus der Lop Nor liefern dafür das beste Beispiel. Aggressive Völker verdrängen die pazifistischen, deren Los nur ein unbefriedigendes sein kann.

Was wir in diesem gut drei Wochen dauernden Aufenthalt in Zentralasien gesehen haben, war eine Nachverfolgung des Weges des Menschen, der seinen Ursprung in Südostasien nahm und sein fernes Ziel Europa erst spät erreichte, nach dem genetischen Flaschenhals vor 70.000 Jahren, damit dort aus ihm der Cro-Magnon-Mensch hervorgehen konnte. Jenes kelto-tocharische Urvolk, welchem das Microcephalin-Gen eingehaucht war, dem der Mensch seine gesamte Kultur verdankt, hat die Welt zu dem gemacht, was sie heute ist. Und so, wie ein Gen durch zwei Allele in polarer Form vorliegen kann, nämlich zum einen in seiner kämpferischen Ausführung und zum andern friedfertig, war die „buddhistische“ Variante den rauhen Zeiten augenscheinlich nicht gewachsen. Weil also die Tocharer zwischen Gut und Böse unterscheiden konnten, waren sie nicht mehr in der Lage, einen Evolutionsvorteil für sich herauszuspielen und sind schließlich untergegangen. Denn das gesamte Machtgefüge bestehend aus Herrschern

D u r c h T a u s e n d u n d e i n e N a c h t

und Beherrschten ist letztlich nur eine unendliche Abfolge und Ausdruck eines einzigen Räuber-Beute-Systems, welches im andauernden Wechsel von Herren- und Sklavenvölkern zutage tritt. Auch wenn es nur dies eine wäre, was unsere Reise erbracht hat, so war es doch eine Zeitreise zu den Anfängen Zentralasiens, die uns von den Sogdiern über die Großreiche Alexanders des Großen und das Mongolenreich bis hin zur neuen Supermacht China geführt hat, was einen Erkenntnisprozeß bei uns auslöst, der mehr wert ist als das bloße Verständnis eines einfachen Handelsweges – der Seidenstraße.